

Die Gartenlaube

30 Pfg. 10 Cents U.S.A.
60 Gr. Oestr.

Ausgabe B mit Versich. 40 Pf.
zuzüglich ortsübl. Zustellgebühr

1932. Nummer 51
Berlin, 22. Dezember



Gang zur Christmette

Vom Ohr zum Herzen

Grete. Sie haben Zwistigkeiten in der Familie, weil Ihr Mann sich mit Ihrer Schwester nicht besonders gut versteht.

Schwager und Schwägerin — das ist sehr oft ein heikles Problem. Ihnen als Frau fällt hier eine wichtige Aufgabe zu; bei aller Liebe zur Schwester dürfen Sie in Ihrem Mann nie das Gefühl aufkommen lassen, daß er gegen eine geheime Verschwörung ankämpfen muß. Es gibt leider noch viele Frauen, die den Mann als eine sehr erfreuliche Hilfe, als den zu respektierenden Versorger ansehen, im übrigen aber ihren eigenen Familienmitgliedern den entscheidenden Einfluß überlassen. Auch hier kann sehr guter Wille zum Unheil werden, und es ist für einen Ehemann eine sehr unerfreuliche und aufreizende Erfahrung, wenn ihm bei jeder Gelegenheit irgendein Verwandter als leuchtendes Vorbild hingestellt wird.

Friedel H. Sie waren jahrelang in einem Haushalt tätig und sind auch nach Ihrem Fortgang in freundschaftlicher Beziehung zu Ihrer früheren Herrschaft verblieben. Jetzt stehen Sie vor der Möglichkeit, eine gerichtliche Aussage gegen ein Mitglied jener Familie machen zu müssen.

Zunächst würde ich an Ihrer Stelle einen Juristen fragen, ob Sie das Recht haben, die Aussage zu verweigern. Gerade wegen der von Ihnen angedeuteten Zukunftsmöglichkeit müssen Sie ganz besondere Vorsicht walten lassen in allen Fragen, die mit jener Familie zusammenhängen. Und auch in dem zweiten Punkt Ihrer Fragen seien Sie sehr behutsam! Zunächst besteht doch eine Klarheit nur über Ihr eigenes Gefühl. Es ist verständlich, daß Sie unter der Ungewißheit leiden, aber erzwungen läßt sich so etwas eben nicht. Lassen Sie sich gegenwärtig genügen an dem, was man Ihnen bietet: an einer ehrlichen Freundschaft. Erst die Zeit kann beweisen, ob hier ein größeres Gefühl heranzuwächst. Denken Sie an die Kinder und versuchen Sie dem Freund wenigstens so weit zu helfen, daß Sie seinen Konflikt nicht noch durch die eigene Unruhe des Herzens belasten!

Inge. Sie klagen darüber, daß Sie von Ihrem früheren Verlobten Ihre Bilder nicht zurückgehalten, nachdem er Sie verlassen hat.

Auch ich halte es für ein Unrecht, daß Ihre schriftlichen Bitten nicht beantwortet wurden. Sind Sie ganz sicher, daß Ihr Brief in seine Hände gelangt ist? Haben Sie nicht noch einen gemeinsamen Bekannten, der vielleicht bereit wäre, persönlich als Vermittler mit Ihrem früheren Verlobten zu sprechen? Wenn dies nicht der Fall ist, bleibt Ihnen als letzter Versuch höchstens noch ein Einschreibebrief,

in dem Sie ihm ruhig sagen können, Sie würden sich die Bilder persönlich holen, wenn auch dies Schreiben unbeantwortet bliebe. Dann ist es noch immer Ihnen überlassen, ob Ihnen die Bilderfrage wirklich so wichtig ist, daß Sie diesen persönlichen Schritt auch tun. — Vor einem halben Jahr suchten Sie meinen Rat in der gleichen Angelegenheit; aus Ihrem heutigen Schreiben sehe ich, daß Sie die schmerzliche Enttäuschung noch nicht überwunden haben. Und dennoch sollten Sie nicht sagen, daß Sie niemals wieder Glück und Frieden finden werden! Ein halbes Jahr ist wohl viel Zeit für einen, der es durchleiden muß, es ist aber nur sehr wenig gegenüber einem starken Gefühl, das überwunden werden muß, und nur eine kleine Spanne in der ganzen Lebenszeit eines Menschen. Darum verlieren Sie nicht den Mut, wenn sich die Wunde noch nicht schließen kann! Die Macht der Zeit bleibt für den von Leid Betroffenen zuerst unauffällig. Aber haben Sie nicht auch schon Menschen gesehen, die vor Jahren einen ihrer Lieben an den Tod verloren und dennoch ein eigenes Leben mit Freuden und Leiden gewinnen? Der Tote braucht deshalb nicht vergessen zu sein. Auch das, was Sie vor einem halben Jahr erlebt haben, war ein Begraben, auch für Sie wird das Grab einmal Erinnerung sein, und eine lebendige Wirklichkeit wird Sie mit Forderungen und Gaben in einen Kreis ziehen, von dem Sie heute nicht einmal etwas zu ahnen brauchen.

Donneschingen. Seit kurzer Zeit verheiratet, haben Sie mit Ihrem Mann ernste Konflikte, da er Ihrer jüngeren Schwester das Haus verbieten will aus dem einzigen Grunde, weil diese Schwester von Beruf Tänzerin ist.

Zu dieser Denkweise gehört wirklich eine Engherzigkeit, die mir deshalb besonders unverständlich ist, weil Ihr Brief überzeugend schildert, wie ernst es Ihre Schwester mit ihrer Kunst meint und welchen tapferen, sauberen Weg sie geht. Was für merkwürdige Vorstellungen muß Ihr Mann aus vergangenen Zeiten übernommen haben, um zu solch genereller Ablehnung zu kommen. Dies ist der Punkt, um den sich Ihre Aussprachen drehen müßten unter Ausschaltung aller persönlichen Gefühle und ohne Bekränktheit, ganz sachlich und klar der Grundfrage nachgehend. Mit Gewalt den Besuch der Schwester zu erkämpfen, hat natürlich keinen Sinn und wäre auch für diese bei Erfolg nur unerfreulich. Verlieren Sie nicht die Geduld und treten Sie ruhig immer wieder mit Ruhe und Festigkeit für Ihre Überzeugung ein!

Frau Elsa. Sie ärgern sich darüber, daß Ihr Mann in seiner freien Zeit dauernd auf seiner Gitarre „herumklimbert“.

Mir scheint, die Gitarre ärgert Sie dabei weniger, als der Gedanke, daß Ihr Mann sich nicht genug mit Ihnen beschäftigt. Vielleicht sollten Sie versuchen, etwas mehr auf seine Liebhabe einzugehen. Wenn Sie zu einem fröhlichen Lied ein brummiges Gesicht machen, wird er sich vielleicht eines Tages weiter von Ihnen entfernen, als man vor dem „harmlosen“ Mißverständnis annehmen würde.



Still-
vergnügt

genießt er die Wohltat des Vasenol-Wund- u. Kinder-Puders, der die Haut des Säuglings gesund u. trocken erhält, Rötungen und Entzündungen zuverlässig beseitigt. Deshalb in jede Kinderstube:

Vasenol

WUND- u. KINDER-PUDER

irine
flüssiges Bohnerwachs

verleiht Linoleum und Parkett haltbaren prächtigen Hochglanz und beste Trittfestigkeit

Verlangen Sie kostenlos die Broschüre „Vom behaglichen Wohnen“

Herstellerin: **Corine-Werke, Chemnitz**

Bad-Nauheim

hat ganzjährigen Bade- und Kurbetrieb

Das Herz- u. Rheuma-Bad

Auskünfte: Verkehrsamt des Hess. Staatsbades und Reisebüros. In Berlin: Auskunftsstelle W 62, Bayreuther Str. 36 hp. (Tel. B. 5, Barbarossa 3098)

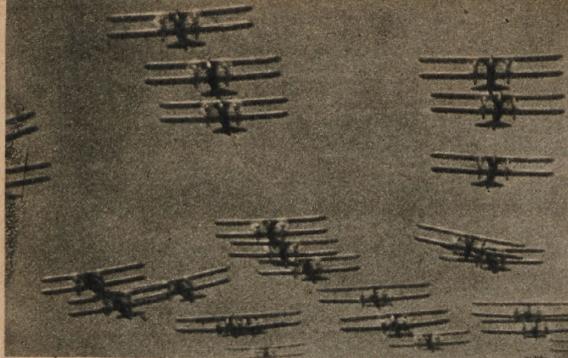
Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Bezirk darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-zeilige Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptschriftleitung: Heinz Amlung in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Wöhr, Wien, Tomgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pienitz, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einwendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Der neue Puppenladen

Natürlich müssen Vater und Mutter als erste etwas abkaufen

Autn. Dr. Paul Wolff



Eine Fliegerbombe wird abgeworfen

Bilder von der Übung eines kalifornischen Fliegergeschwaders

Das Bombengeschwader greift an



Die Bombe wird ausgelöst



fällt



schlägt ein



und übt ihre vernichtende Wirkung



Das bombardierte Gebäude brennt..

Aufnahmen: Ufa-Wochenschau



Kommodore Johnson gestorben

Der Kapitän der „Europa“, des größten Schiffs der deutschen Handelsflotte, ist in New York gestorben und auf seinem Schiff in die Heimat übergeführt worden. Kommodore Johnson hat sich um den Wiederaufstieg der deutschen Schifffahrt große Verdienste erworben
Aufn. Scherls Bilderdienst



Eine neue Goethe-Büste

aus Bronze nach dem Entwurfe der Bildhauerin Erika Juckoff-Skopau wurde in dem Goethe-Theater in Bad Lauchstädt aufgestellt
Aufn. Kutschak

Entenjagd in Kanada

Ein versenkbarer Kasten, auf dem künstliche Lockenten aufmontiert sind, dient dem Jäger als kluges Versteck



Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Buffalo

eine Erzählung aus der Prarie von Olaf Aslagsson

3. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Auch an diesem Tag kam die Sonne nicht zum Vorschein. Im Lauf des Vormittags aber wurde es doch wärmer, so daß das blutige Eis an den verletzten Tieren schmolz. Im Herabrinnen hinterließ es mattrote Flecke im Schnee, die die Wölfe gierig aufleckten. Buffalo hatte die meisten Schrammen, die tiefsten Wunden. Seine Vorderbeine waren fast hautlos vom Aufziehen der Rinne im Eis. Die Mähne war an vielen Stellen zerschnitten und umschlenkerte ihn nun in lockeren Fetzen. Selbst die Kopfhaut wies Rillen und Beulen auf. Als er in aller Frühe sich erhob, um seinen Hunger zu stillen, konnte er zuerst kaum die Augen öffnen; sie waren, während er schlief, von geronnenem Blut verklebt. Er mußte das Gesicht gegen die Schneekruste reiben, um sie zu säubern. Aber dafür konnte er all die Mühsale am besten ertragen. Seine Muskeln waren jung, sein Lebensmut unverwundlich. Ein paar Stunden Schlaf und einige Maulvoll Heidekraut oder welkes Gras bewirkten Wunder bei dem straffen Körper.

Mit der alten, verbrauchten Kuh jedoch war es übel bestellt. Die grauenhaften Anstrengungen waren zuviel für sie gewesen. Ihre Kräfte hatten wohl schon zu versagen begonnen, als sie mit dem Eis kämpfte, und die schreckliche Nacht vollendete das Werk der Zerstörung. Ihr abgekehrter Körper verfügte über keine Hilfsquellen mehr. Das zerquälte Tier hatte seine Zeit ausgelebt. Nichts blieb mehr als das schleppende Elend der letzten Stunden. Die Armste verzichtete darauf, sich nach Nahrung umzutun. Sie war nicht hungrig. Während das Kalb aus Buffalos unermüdlichem Gescharr Vorteil zog und hie und da einen Grassalm abnagte, sah die Mutter mit abwesenden, leidenden Augen zu. Am liebsten hätte sie sich wieder hingelegt; aber etwas in ihr gebot ihr, sich aufrecht zu halten, und sie gehorchte dieser mahnenden Stimme mit der ganzen verbissenen Hartnäckigkeit des Bisons.

Jedenfalls aber war sie nun nicht mehr Führerin der kleinen Schar. Sie wandte immer ein beträchtliches Stück hinter Buffalo drein, den die Ungeduld antrieb, und meist auch ein kleines Stück hinter dem Kalb, das gleichfalls nicht Lust hatte, so langsam wie die Mutter zu gehen.

Die Wölfe waren inzwischen dreister und dreister geworden; denn einesteils sahen sie die Kuh sichtlich schwächer werden, und andernteils trottelte Buffalo, der einzige, vor dem sie sich fürchteten, immer weit voraus.

Sie scheuten sich jetzt sogar nicht mehr, der Kuh das Gesicht zu beschnuppern, wenn sie taimelnd durch den Schnee pflügte, und mehrmals schon hatte sie eine kalte Wolfschnauze an ihren Hechsen gespürt. Doch das ärgerte die Müdiggewordene nun nicht mehr so wie vordem. Sie versuchte nicht einmal, den Frechen durch einen Fußtritt zu vertreiben, sondern sie begnügte sich, mit dem Schwanzbüschel nach ihm zu schlagen. Daraufhin zogen sich die Raubtiere flink zurück. Und geschah es, daß sie ihr Ziel traf, so stieß der Getroffene einen Schrei der Überraschung aus, dem tiefes Knurren der beiden andern antwortete.

Auf diese Weise vergingen etliche Stunden. Es wurde Mittag, aber er brachte keine Sonne. Im Gegenteil: der graue Himmel war noch verhangener als zuvor, und kalter Nordostwind kündete Schnee.

Die zunehmende Kälte erforderte mehr Bewegung. Buffalo war jetzt meist der Mutter so weit voraus, daß er ihr nicht hätte helfen können, falls das notwendig gewesen wäre. Er verstand die Lage nicht, faßte nicht, daß die Mutter, die immer als die stärkere gegolten, auf die er sich verlassen und bei der er Schutz gesucht hatte, auf einmal so schwach geworden sein sollte. Außerdem war er jetzt so erwachsen, daß die Bande des Blutes sie nicht mehr so fest aneinanderknüpften. Wenn er so lange bei Mutter und Schwester ausgehalten hatte, so war das einfach



Scherenschnitt
von Fritz Boldt

aus Mangel an anderer Gesellschaft, aus Furcht vor dem Alleinsein geflohen. Wäre von ungefähr irgendwo in der Nähe eine Bisonherde aufgetaucht, so hätte die alte Kuh wahrscheinlich ihren Sohn verloren — gerade jetzt, da sie ihn am nötigsten brauchte.

Jedesmal indes, wenn Buffalo den andern so weit enteilt war, daß er sich einsam fühlte, blieb er stehen und wartete. Die zwei interessierten ihn eigentlich nicht weiter; er war nur ungeduldig. Er folgte ihnen nicht mit den Blicken, um sich zu überzeugen, daß bei ihnen alles so wäre, wie es hätte sein müssen. Nein, er begann wieder im Schnee zu scharren, um etwas Genießbares zu finden, ohne ihnen einen Gedanken zu schenken.

Das Kalb war am unruhigsten. Es wußte nicht recht, was es tun, an wen es sich halten sollte. Am meisten zog es die Kleine natürlich zur Mutter. Aber die Präriewolfte scheuchten sie weiter. So blieb ihr nichts übrig, als dem Bruder zu folgen. Doch der war immer ein Stück voraus. Durste sie sich so weit von der Mutter fortzuwagen?

Zuweilen, wenn der Abstand zwischen ihr und dem Bruder zu groß wurde, brüllte sie nach ihm. Ratlos torkelte sie im Schnee umher und blickte vom einen zum andern, als bäte sie beide, ihretwegen ihren Verstand zu befragen. Aber die Mutter brüllte nicht, mochte sich der Abstand zwischen ihr und dem einzigen, der ihr gegen die Aufdringlichkeit der Wölfe hätte Hilfe leisten können, noch so sehr vergrößern. Sie konnte nicht; sie hatte nicht mehr die Kraft dazu. Sie schleppte sich weiter auf der Fährte ihrer Kinder, den gewaltigen Kopf noch tiefer gesenkt als sonst. Oft hielt sie an, um Atem zu schöpfen. Hin und wieder war es, als verweigere ihre Zunge die Arbeit, als setze das Herz aus. Ihr Gang war schwankend, ihr Blick wie von Nebel verschleiert. Das Brüllen des Kalbes erreichte sie wie aus einer andern Welt. Und sie sah die Kleine nur noch wie einen tanzen den Fleck.

Die Wölfe folgten ihr jetzt dicht auf den Fersen. Sie tat nichts mehr, um sie zu verschrecken, schlug nicht einmal mit dem Schwanz nach ihnen. Teilnahmslos stapfte sie vorwärts — wußte kaum, daß sie sich noch aufrecht hielt, daß ihre Beine sich noch regten.

Hätten ihre Bedränger erspürt, daß es so schlecht um sie stand, wie es wirklich der Fall war, so wären sie ohne Zögern über sie hergefallen. Aber sie erkannten das einstweilen nicht. Doch es war ihnen ohnedies klar, daß das hinfallige alte Tier früher oder später ihre Beute werden müßte. Noch freilich wagte keiner von ihnen den entscheidenden Vorstoß.

Da kam ihnen gewissermaßen der Zufall zu Hilfe. Derjenige von ihnen, der der Kuh am nächsten ging, wunderte sich, daß ihr Schwanz jetzt, im Gegensatz zu früher, so schlaff herabhängt. Er grübelte darüber nach, streckte immer wieder die Schnauze vor und schnupperte. Als der Schwanz sich aber auch jetzt noch nicht bewegte, biß er behutsam hinein . . . Für die beiden andern war dies das Zeichen zum Angriff. Sie stürzten sich auf ihr ermattetes Opfer, schlugen ihm die Zähne in die Schenkel. Und die Bisonkuh sank mit einem schweren Stöhnen in den Schnee.

Sie brüllte nicht, schrie nicht um Hilfe. Sie blieb wehrlos liegen, ohne sich zu regen, mit offenen, starren Augen. Es war keine Bitte in ihnen, auch keine Angst. Der Blick war nicht einmal auf die Wölfe gerichtet. Er starrte an ihnen vorbei und in die Prärie hinaus — über die weite, unendliche Einöde unter dem grauen Himmel. Der gierigste Wolf hatte mit einem Biß durch die Mähne hindurch jetzt ihre Kehle erreicht. Ein kurzer, abgeschnittener Atemzug, dem ein tiefer Seufzer folgte, war ihr ganzer Zedestampf . . .

Nun waren die Mischlinge sich selbst überlassen. Sie kamen zurück, um zu sehen, was es gäbe: Buffalo aus Ungebuld, das Kalb aus Liebe. Der Blutgeruch in der schweren Luft machte Buffalo rasend und das Kalb verzagt. Der Jungtier vertrieb die Coyoten vom Leichnam der Mutter, während die Kleine angstvoll an ihr schnupperte und in Verzweiflung brüllte. Keines von ihnen hatte ein rechtes Verstehen für das Geschehnis. Die Wölfe verharren in kurzer Entfernung und starrten Buffalo gehässig an.

Es begann zu dämmern, als die Geschwister endlich einsahen, daß es keinen Zweck habe, noch länger hier zu verweilen. Buffalo ging voran, noch leise brummend vor Wut. Der Kleinen ward es schwerer, sich loszureißen. Als sich aber die Coyoten wieder näherten, folgte sie widerstrebend und mit hängendem Kopf dem Bruder.

Der Wind war stärker geworden und trieb ihnen vereinzelte Schneeflocken ins Gesicht. Ein trauriges Säusen in der Luft war der einzige Laut, den man hörte.

* * *

Im Frühling konnte Buffalo seinem angeborenen Hang zur Gesellschaft nicht länger widerstehen. Die Schwester, die seit dem Verlust der Mutter nur an ihn sich hatte halten können und ihm Schritt für Schritt gefolgt war, hatte ebenfalls nichts dagegen, in nähere Berührung mit anderen zu kommen. Beide fühlten sich seit der Schneeschmelze beträchtlich erholt, obwohl die Grasweide nicht allzu fett gewesen war. Aber sie waren jung und lebensfroh und hatten sich soweit ganz wacker durchgeschlagen.

Auf die ersten Widerwärtigkeiten nach der Mutter Tod stießen sie an dem Tage, als sie die Rinderherde trafen, deren Mitglied zu werden Buffalo sogleich beschloß. Das ging nämlich nicht so glatt vonstatten, wie er geglaubt hatte. Die Kühe zwar hatten wohl kaum etwas gegen ihn — das konnte er wahrnehmen. Als aber der gewaltige Bulle, Leiter und König der Herde, auf ihn zugeschleudert kam, erkannte er, daß man sich wohl erst mit dem Würde ins Einvernehmen setzen müssen. Es war Buffalo nicht gerade ängstlich zumut; Furcht lag ihm nicht im Blute. Doch er war auch nicht sonderlich darauf veressen, sich mit dem riesigen Weißgesicht, dem obersten Herdenhüptling, zu raufen. Der zweijährige Mischling war zwar groß für sein Alter, aber klein im Verhältnis zu diesem Gegner. Zudem war er jugendlich gutmütig, solange er nicht gereizt wurde oder sich benachteiligt fühlte. Weißgesicht hingegen war schon bei Jahren und trakeelsüchtigen Temperaments.

Sobald Buffalo den andern nahen sah, blieb er stehen. Die Schwester hielt sich hinter ihm und starrte unruhvoll dem Fremden entgegen. Weißgesicht machte erst halt, als er nur wenige Meter von ihnen entfernt war. Er stand mit geblähten Nüstern und schien über das merkwürdige Außere der beiden einigermaßen erstaunt zu sein. Sie haarten gerade: Die dicke Wintermähne löste sich in schweren Fegen, die nun um ihre Schultern baumelten und ihnen ein groteskes Aussehen verliehen. Es war indes nicht die Gewohnheit Weißgesichts, sich in unnütze Grübeleien zu verlieren. So schnob er denn plötzlich, daß der Staub ihn umstob, und forderte, hart den Boden stampfend, mit gesenkten Hörnern Buffalo zum Kampf.

Der Zweijährige bewahrte seine Fassung. Allerdings sah er eine Niederlage voraus, falls er sich in ein offenes Ringen mit dem alten Kämpen einließe. Er stand still da, bis der andere, um ihn desto härter zu treffen, die Schnelligkeit erhöhte, und sprang dann gewandt beiseite.

Weißgesicht machte jählings halt, drehte sich verduzt und wühlte in wütendem Hohn die Erde unter sich auf, während es ihm grob und verächtlich im Halse rumpelte.

Buffalo ließ sich das nicht anfechten. Er schob nur die Schwester fort, um Raum genug zu gewinnen. Die Übermacht des Gegners war so in die Augen fallend, daß keinerlei Wut in ihm aufstammte. Als der grimme Bulle sich das nächste Mal auf ihn stürzte, wich er ihm auf dieselbe Weise aus wie zuvor. Und das wiederholte sich so lange, bis Weißgesicht schließlich dieser albernen Sache überdrüssig ward und seiner Wege ging . . .

Aber damit waren die beiden Mischlinge noch nicht der Herde einverleibt. Sie begegneten passivem wie aktivem Widerstand. Aber sie gaben nicht nach; hielten sich dauernd in der Nähe oder am Rand der Herde. Die Rinder hatten sie somit ständig vor Augen und gewöhnten sich allmählich an sie. Aber mit den jungen Stieren mußte Buffalo sich oft genug balgen.

Gegen dieses Kräftespiel hatte er in der Regel keinerlei Bedenken. Denn er war stattlich und stark und voller Daseinsfreude. Er ging wie auf Stahlfedern und konnte sich nicht ruhig verhalten; konnte plötzlich und unvermittelt mit hochgehobenem Schwanz über die Prärie setzen — nur, um seinen Oberschuß an Lebenslust auszutoben. Während er aus Leibeskräften lief, pflegte er auszuschlagen, daß die Hinterbeine fast senkrecht in die Luft schlenkerten. Es sah manchmal aus, als wolle er auf die Kühe Eindruck machen, die jetzt Kälber hatten und mit blanken Augen und Sehnsucht im Herzen einhertröteten. Seine gleichaltrigen Rassenhalbb Brüder behahten sich übrigens genau wie er; aber sie konnten es ihm weder an Schnelligkeit noch an Ausdauer gleichtun.

Nun gab es in dieser Rinderherde, die über tausend Köpfe

zählte, eine Färse, ein schönes, gutmütiges Geschöpf, das gewissermaßen außerhalb stand, weil es durch einen Leibescha den verhindert wurde, am Spiel der Jungen teilzunehmen. Als ganz junges Kalb hatte sie das Bech gehabt, sich den Hinterfuß zu brechen. Hatte dann tage- und nächtelang gelegen, hatte gehungert und gedurstet, während die Bruchstelle langsam wieder zusammenwuchs. Als sie sich endlich bewegen durfte und konnte, war leider das Bein so schief verheilt, daß es fast unbrauchbar schien. Mit der Zeit richtete es sich dank der Knorpeligkeit der Knochen ziemlich aus, aber es wurde nie, wie es hätte sein sollen.

So hatte die junge Krüppelkuh sich denn nie an den Belustigungen ihrer Altersgefährtinnen beteiligen können, hatte in ihrem eigenen Interesse sich von den anderen fernhalten müssen, um nicht gestochen zu werden und neuerlich zu Schaden zu kommen. Immer blieb sie einsam inmitten der großen Herde.

Auf diese Weise geschah es, daß Buffalo, der sich schon wochenlang in unmittelbarer Nähe aufhielt, die gutmütige Färse kennenlernte, die sich zudem über seine Gesellschaft zu freuen schien.

Eine Zeitlang herrschte fortan Friede und Eintracht zwischen Buffalo, der Färse und dem Kalb. Die friedfertige Jungkuh, die übrigens ein Jahr älter als Buffalo war, nahm sich des Kalbes an, als wäre es ihr eigenes. Und das Kalb, solcherlei Freundlichkeit ungewohnt — denn die erwachsenen Kühe pflegten es wegzustößen, sobald es sich ihnen näherte — klammerte sich an die neue Freundin an, wie es sich früher an die Mutter angeklammert hatte.

Jetzt hatte Buffalo eine dankbare Seele gefunden, vor der er sich brüsten konnte. Wenn er nun in einem großen Bogen, den Schwanz in der Luft, über die Prarie setzte und vor Ausgelassenheit ausschlug und schnob, dann war die stille junge Kuh der Mittelpunkt der Handlung. Sie sah ihm mit großen, blanken Augen nach und brüllte ihn in unterdrückter Bewunderung leise an. Und sie widersetzte sich auch nicht, wenn der lecke Tolpatsch seinen Kopf über ihren Nacken legte und sie zärtlich mit dem Knie anstieß oder ihr warm die Flanken leckte. Nur, wenn der blutvolle Jungstier es gar zu arg trieb, wich sie ihm aus — aber auch das in aller Sanftmut. Ihre Augen baten ihn dann gleichsam um Verzeihung. Sie schien seine Tollheit nicht zu fassen.

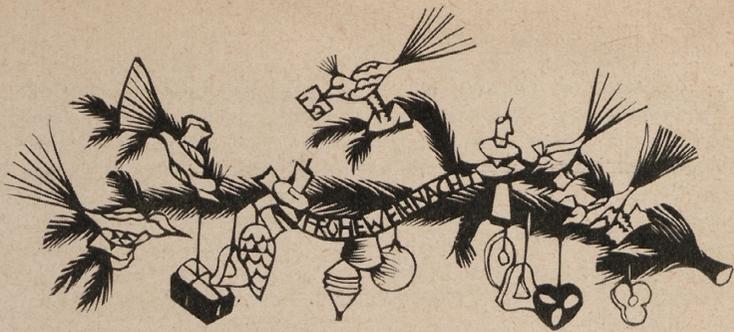
Es kam jedoch bald die Zeit, da sie verstand, da sie mit Feuer in den Augen einherging und von sich aus die Liebkosungen ersehnte, die sie bisher nur geduldet hatte. Sie hielten sich noch mehr als früher von dem Herdenschwarm fern und fühlten sich dabei zuinnerst glücklich und frohgemut. Das Kalb sah ohne rechtes Begreifen zu und war ihnen im übrigen nicht weiter im Wege.

Als jedoch die junge Kuh das Alter der Reife erreichte, begannen die Widerwärtigkeiten für Buffalo. Sie konnten ihr Zueinandergehören nicht geheimhalten, wenngleich es ihr innigster Wunsch gewesen wäre, die Flitterwochen ohne Fährnis zu erleben. Aber die Bullen in der Herde, vom alten Weißgesicht bis hinab zu denen, die nicht älter als Buffalo selber waren, steckten überall ihre Nasen hinein. Selbst Buffalos Liebste, die früher immer, unbeachtet und zurückgesetzt, nur auf sich selbst angewiesen gewesen war, entging jetzt nicht ihrer Aufmerksamkeit.

Gegenüber den Jüngeren hatte sie indes in Buffalo einen machtvollen Beschützer. Einer ihrer Bedränger nach dem anderen wurde von ihm verprügelt und zog sich verlegen zurück; denn keiner der Altersgenossen des Mischlings konnte den Stößen standhalten, die er mit seiner wichtigen Stirn austeilte.

Er selbst war auch nicht mehr der friedsame Jungstier, der er damals noch gewesen, als er die Einverleibung in die Herde erstrebt hatte. Nein, jetzt sah er in jedem seines Geschlechts, der sich ihm und den Seinen näherte, einen Feind. Schließlich machten seine vielen Siege ihn sogar einigermaßen übermütig. Er stampfte den Boden, wühlte die Erde auf und brüllte wie ein alter Bulle, sobald sich ein vermeintlicher Nebenbuhler zeigte. Er wartete nie mehr so lange, bis man ihn angriff. Immer legte er selber als erster los, und zwar mit einer Festigkeit, die den Widersacher allermeist von vornherein verschuchte, ohne daß der es überhaupt auf einen Zweikampf antommen ließ.

Eines Tages erhielten sie den Besuch eines verhältnismäßig Kleinen, aber stämmigen und voll ausgewachsenen Bullen. Zuerst blieb der in einiger Entfernung stehen, witterte nach ihnen und schürzte in lüsterner Vorahnung die Oberlippe. Hierauf näherte er sich vertraulich der Färse, ohne die geringste Rücksicht auf Buffalo.



Scherenschnitt von
Irmingard Straub

Der verhielt sich anfangs ganz ruhig; mochte er nun friedlicher gestimmt sein, als er es in der letzten Zeit gewesen war, oder mochte die Erkenntnis der überlegenen Größe des andern ihm Vorsicht anempfehlen.

Wie gesagt: Der Neuankömmling würdigte ihn nicht eines Blickes, sondern steuerte geradeswegs auf die Färse los. Die wich zurück, wollte mit ihm nichts zu tun haben. Aber dem selbstbewußten Burschen war nicht leicht zu entweichen, namentlich für sie mit ihrem verkrüppelten Hinterbein. Ehe sie ihm ausweichen konnte, hatte er sich auf sie gestürzt.

Da verlor Buffalo seine Zurückhaltung — welchen Grund sie nun auch gehabt haben mochte. Gewaltsam warf er sich von hinten gegen den andern, und im selben Augenblick, als seine breite Stirn das Hinterteil des Fresslings traf, reckte er den Kopf mit aller Kraft, über die sein Bisnonnaden verfügte.

Der Fremde schlug donnernd in seiner ganzen Schwere zu Boden, stand aber augenblicklich wieder, schnaubend vor Wut und kampfbereit, auf den Füßen. Doch jetzt hatte auch Buffalo Blut geschmeckt. Er dachte weder an Größe noch an Alter. Er nahm seinen Vorteil wahr und stürmte mit gesenktem Haupt, mit feuersprühenden Nüstern und Augen, die in eiferfüchtigem Haß brannten, den Nebenbuhler an. Krachend stießen sie zusammen, daß der Boden erzitterte. Und beide verharreten ein paar Sekunden, wie um sich zu besinnen.

Buffalo rührte sich zuerst: Er schüttelte seine Zottelmähne und zog sich zu neuem Anlauf zurück. Aber der größere Bulle hatte offenbar von einer solchen Kampfarm genug; denn er folgte Buffalo Schritt auf Schritt, die Stirn gegen die des Gegners gepreßt, und hinderte ihn so an einem neuen Vorstürmen. Buffalo war so viel leichter als sein Angreifer, daß er ihn nicht aufhalten konnte. Jedesmal, wenn er die Beine fest in den Boden pflanzte und krampfhaft gegenzudrücken versuchte, so daß sein Rücken sich wölbte, lief er Gefahr, daß sein Vorderkörper hochgehoben würde und sein Bauch sich dann ungeschützt den Hönern seines Gegners darböte.

Minuten verstrichen, und Buffalo war wirklich übel dran. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, um nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren. Seine Muskeln schmerzten vor Anstrengung, und die Lunge vermochte kaum noch zu arbeiten. Da fiel ihm plötzlich jener listige Kniff ein, den die Mutter ihn seinerzeit gelehrt hatte. Zurückweichend und so den Druck vermindend, drehte er seinen Kopf so, daß er den seines Widersachers nur noch am Rande berührte. So hielt er einige Augenblicke hartnäckig stand. Und als der im Gefühl seiner Überlegenheit unvorsichtig gewordene Bulle sein volles Gewicht und seine ganze Kraft dagegen einsetzte, sprang Buffalo plötzlich beiseite. . . . Der andere verlor den Halt, torkelte noch ein paar Schritte, stürzte dann aber und schlug krachend mit dem Maul gegen den Boden. Eine Weile lag er so, außerstande, sich zu erheben, halb besinnungslos. Da stieß Buffalo ihm mit voller Wucht eines seiner scharfen Krummhörner in die Weiche.

Als die Brunstzeit vorbei und wieder Ruhe über die Tiere gekommen war, gab es keinen mehr, der Buffalo und seine Schwester auszuschließen versucht hätte. Unter den Jüngeren hatte er sich Anerkennung verschafft; die älteren achteten seiner jetzt, da kein Anlaß zum Raufen vorlag, nicht mehr. Weißgesicht schien als einziger sich mit der Gegenwart der Mischlinge noch nicht recht vertraut machen zu können. Aber sie mieden ihn ohne sonderliche Schwierigkeit, und auch er war ja nicht mehr in so kriegerischer Stimmung wie vordem.

Die beiden Geschwister verbrachten jetzt eine geruhsam-friedliche Zeit: ein so beschirmtes Dasein, daß es sich in all und jedem von ihrer früheren Lebensweise unterschied. Sie brauchten sich

sozusagen vor niemand und nichts mehr zu fürchten, brauchten auf nichts zu achten, sich vor keinem feindlich Gesichtigen zu hüten. Sie waren nur zwei von tausend. Die Größe der Herde bot Sicherheit gegen jedwede Widerwärtigkeit, die ihnen von draußen hätte zustoßen können. Und beide gediehen mit dem neuen Leben, das ihrer Natur so durchaus gemäß war; ihre Vorfahren mütterlicherseits hatten ja ständig in solch unermeßlichen Herden gelebt.

Aber irgend etwas kommt den Lebewesen auf Erden eben immer in die Quere. Für die Mischlinge kam es in Gestalt von Menschen.

An einem trügen Sonnentag nämlich erschienen plötzlich Pferde, Wagen und Reiter auf dem Weideplatz: die Cowboys, die den Rälbern das Eigentumszeichen des Besitzers einbrennen wollten.

Die einzige Möglichkeit für Buffalo, nicht gesehen zu werden, war, im Dunkel der Nacht zu verschwinden. Dazu hatte er indes keine Lust. Warum auch? Allerdings war er nicht gerade ein Freund der Menschen, aber er war auch nicht ihr ausgesprochener Feind.

Zwar: Wäre er, als er sie zuerst erblickte, mit der Schwester allein gewesen, so würde er sich vermutlich ohne weiteres aus dem Staub gemacht haben; es hätten dann das Erbteil der Mutter und ihre Erziehung den Sieg davongetragen. Aber in Gesellschaft all dieser andern fühlte er sich einigermassen sicher. Und so war es das Blut des Vaters, das die Zweifelsfrage entschied.

Freilich hielt er sich doch nicht für so ungefährdet, daß er nicht, wie die Mutter vor ihm, sorglich darauf geachtet hätte, stets inmitten der Herde zu verweilen. Aber das half ihm nur wenig. Die Cowboys waren da, um alles zu zeichnen, was noch kein Brandmal trug, und sie führten ihre Arbeit gewissenhaft durch. Hin und wieder wohl kam es vor, daß sie ein jähriges Kalb erblickten, das ihrer Aufmerksamkeit im Vorjahr entgangen war. Aber das war nur selten der Fall. In der Regel wurden sie alle gefunden, mit dem Lasso eingefangen und gebrannt. Aber dies waren die Ausichten, dem Spähblick der Cowboys verborgen zu bleiben, für ein Tier von Buffalos Größe und seinem ungewöhnlichen Äußeren ganz besonders gering. So dauerte es denn auch nicht lange, bis man ihn entdeckte.

Und sofort begann die Jagd. Sobald Buffalo sich darüber klar war, daß man es auf ihn abgesehen hätte, hegte er quer durch die Herde hindurch und hinaus in die Prärie. Und wie er rannte! Nie zuvor, selbst in Stunden ausgelassensten Übermuts nicht, hatte er solche Behendigkeit entwickelt. Die setzte jeden der vier Reiter in Erstaunen, die ihn mit geschwungenen Lasso verfolgten. Die schnellfüßigen Pferde, wohlgeprobt und geübt in ihrem Fach, mußten ihr Bestes hergeben, um den Flüchtling einzuholen.

Buffalo, der, seit das Gras üppig und die Sonne warm geworden, des emsigen Laufens entwöhnt war, geriet bald außer Atem. Er keuchte und schnaufte, daß es weithin zu vernehmen war. Aber er gab noch längst nicht klein bei. Er galoppierte weiter, immer weiter. Hörte, wie die Pferde näher und näher kamen; hörte das Sausen der Lasso, die in ständiger Bewegung über den Köpfen der Reiter schwirrten. Und plötzlich piff eine der gefürchteten Leinen unmittelbar über seiner Stirn . . . Instinktiv beugte er den Nacken und sprang beiseite . . . Zu spät: Die geschmeidige Schlinge hatte ihn bereits gefaßt — schnürte sich nun um seine struppige Kehle.

Der Jungstier, solcher Behandlung ungewohnt, geriet alsbald in Wut und setzte alle seine Kräfte ein, um zu entinnen. Er hatte dergleichen noch nie erlebt und wußte nicht, wie man sich in solchem Fall verhalten müsse. Er lief und lief, ohne daß es ihm jedoch gelang, das Seil abzustrreifen.

Für Pferd und Reiter aber war das nichts Neues. Sobald der Gaul sah, daß die Schlinge faß, machte er halt und blieb mit gespreizten Beinen, die Vorderfüße weit vorgestellt, stehen. Er achtete darauf, dem Stier den Kopf zuzuwenden, damit nicht ein Seitenruck ihn aus dem Gleichgewicht wüfse. Der Cowboy hob sich im Sattel und stand nur in dem einen Steigbügel — bereit, sofort abzuspringen, falls es schiefgehen sollte.

Der Stier hatte immer noch keine Ahnung, was seiner wartete. Für ihn galt es nur, zu laufen, fortzukommen. Und als das Seil sich plötzlich straffte, wurde sein Kopf so heftig abwärts gezerrt, daß er einen Purzelbaum schlug und auf den Rücken fiel. Und ehe er auch nur den geringsten Versuch hätte machen

können, um wieder hochzukommen, hatten die drei andern Lasso seine gespreizten Beine erwischt.

Jetzt erlebte Buffalo die schlimmste halbe Stunde seines Daseins. Er wälzte sich auf die Seite und glogte verstört die Menschen an, die jetzt von den dampfenden Pferden gestiegen waren und ihn betrachteten. Er selbst schnaufte so schwer, daß es fast wie Stöhnen klang. Sonst aber regte er nichts als die Augen. Auch, als einer der Cowboys ihn am Ohr zupfte und ihm den Kopf streichelte, hielt er beklommen still. Sein lähmender Schreck war aus Verwirrung und Staunen gemischt. Und als nun einer seiner Bedränger ein Feuer entzündete und das Brenneisen anglühen ließ, beschäftigten ihn die Bewegungen des Mannes ebensowohl wie der aufqualmende Rauch.

Kurz darauf traten alle vier heran, jener eine mit dem Brenneisen in der Hand. Buffalo empfand einen flimmernenden Hitze- strom — spürte dann einen warm-harten Fremdkörper dicht an seinem Schenkel . . . Schwaches Zischen nun — ein scharfer Schmerz und Geruch von verbranntem Haar . . . Es tat so weh, daß er zusammensuckte und unwillkürlich einen Versuch machte, sich zu erheben. Aber das war zwecklos. Das Seil, das ihm den Hals umschnürte, und die Fesselleinen seiner Beine waren an den Sattelnöpfen befestigt. Und das Pferd verstand seine Sache. Bei der geringsten Bewegung Buffalos wich es geschickt zurück. Dann strafften sich wieder die Schlingen und schnitten dem Bison schmerzhaft ins Fell.

Nach Beendigung der Prozedur ließ man den immer noch und nun aufs neue verblüfften Jungstier los. Er vermochte zunächst gar nicht an sein Wiederfreisein zu glauben. Blieb ein für allemal noch liegen, in steter Angst, das Seil könne ihm plötzlich wieder den Atem abwürgen. Als er jedoch die Reiter aufstehen und forttraben sah, wagte er die ersten, vorsichtigen Bewegungen.

Eine Weile dann stand er noch, äugte verduht nach den sich Entfernenden und beschnupperte verständnislos das Brennzeichen auf seinem Schenkel. Hierauf folgte er langsam den Cowboys zur Herde zurück, zu der er jetzt mit Recht gehörte — samt seiner Schwester, die nun ebenfalls das Zeichen des Brenneisens trug.

Den Herbst über lebte er friedsam und behaglich. Er wuchs und gedieh und legte sich einen Kräftevorrat zu, von dem er würde zehren können, wenn dann der lange Winter kam.

Das Gemeinsamkeitsdasein in der Herde gestaltete sich für ihn nicht weiter unruhvoll, weil seine Altersgenossen bald die Erfahrung machten, daß seine Hirnschale härter und besser geschützt war als die ihre, und weil er selber klugerweise diejenigen mied, denen er sich an Körperkraft unterlegen fühlte.

Im Herbst und Winter überdies vollzog sich alles verhältnismäßig einfach. Er, die Färse und seine Schwester blieben weiter unzertrennlich; die beiden folgten ihm, wo er ging und stand. Für die Schwester war er immerdar der große Bruder, der die Naseweisen und Zubringlichen ihr vom Halfe hielt. Und die Färse fand bei ihm all das, was sie, in der durch ihre körperliche Behinderung bedingten Zurücksetzung, ihr ganzes Leben lang bisher hatte entbehren müssen.

Es wurde natürlich bald bekannt, daß sich ein Bisonbastard in der Rinderherde befand, und der Besitzer der Herde wollte das in seiner Art seltene Tier gern auf seinem Hof haben. So wurden denn mehrmals Leute ausgesandt, um seiner habhaft zu werden.

Als sie das erstemal kamen, durchfuhr Buffalo ein Schauder des Erinnerns. Er versuchte abermals, sich innerhalb der Herde zu verstecken; doch natürlich gelang ihm das nicht, und so blieb ihm wieder kein anderer Ausweg als Flucht. Aber er war unterdes beträchtlich größer und schwerer geworden und im Wettlauf nicht mehr so behende wie ehemals. Bald also wurde er eingeholt und vom Lasso erwischt — aber diesmal nicht geworfen. Denn das kluge Tier hatte — genau wie das Pferd seinerzeit — durch bittere Erfahrung gelernt, sich auf den Beinen zu halten. Da der Lasso noch mehrere Meter Windungen hatte, erhöhte Buffalo aufs neue seine Schnelligkeit. Er war diesmal durchaus vorbereitet: achtete genau darauf, den Kopf im rechten Winkel zum Seil zu halten. Und als das Seil nun sich straffte, sprang er vorwärts, als wolle er seinen Schädel gegen den eines andern Bullen erproben. Der Ruck war so unvermittelt heftig, daß Pferd und Reiter regelrecht Kobolz schossen. Das Pferd zwar war gleich wieder hoch; der Reiter aber, dessen Bein zwischen Sattelnäuf und Erdboden eingeklemmt gewesen war, blieb zerschunden liegen.

(Schluß folgt)

Die Stadt feiert Weihnachten

Ein Oratorium von Klaus Richter

Zeichnungen vom Verfasser

Musik von Wolfgang Zeller

Der Kantor
mit den Kurrendeknaben:



o re mi fa —
Der Winter ist da!
Sol la si do —
Des bin ich nicht froh!

Der Leib erstarrt im dünnen Kleid,
Das Herz erstarrt in Traurigkeit,
Do si la sol —
Ich bin von Sorgen voll.
Fa mi re do —
Das Glück wohnt anderswo.

Die Kurrendeknaben:



om Himmel hoch da komm' ich
her —
Wenn ich nur nicht so hungrig
wär!

Der guten Mär bring ich so viel!
Muß singen, wenn ich garnicht will!
Euch ist ein Kindlein heut geboren —
Und ich bin beinah tot gefroren!
Ein Kindelein, so zart und fein!
Ich möchte gern zuhause sein!

Der Magister entläßt seine Schüler aus der Schule:



ir haben Gott, den Herrn, erkannt
In allen Völkern, manchem Land —
In den Gesetzen der Natur —
In allem, was der Mensch erfuhr —
In allem, was der Mensch erfand —
Wir fanden uns in Gottes Hand.
Wir wissen, daß der Sohn geboren,

Der uns zu Schülern auserkorn.
Wir glauben, daß uns Gott erhört
Und uns den Heiligen Geist beschert!
Der Geist vom Geiste Jesu Christ
Nicht wählbar und nicht käuflich ist.
Ihr dürft nun in die Ferien gehn —
Valete und auf Wiedersehn!

Die Knaben stürzen aus der Schule:

Lebhaft

Rummel, rummel, rum-mel Pott! Laß es schnei-en, lie-ber Gott! Daß die wei-Ben Flok-ken flie-gen, und wir
glat-te Rutsch-bahn krie-gen! Rum-mel, rum-mel, rum-mel Pott! Laß es schnei-en, lie-ber Gott!



ummel, rummel, rummel Pott!
 Laß es frieren, lieber Gott!
 Daß wir auf dem Eis der Seen
 Können Schlittschuh laufen gehen.
 Rummel, rummel, rummel Pott!
 Laß es frieren, lieber Gott!



Rummel, rummel, rummel Pott!
 Gib uns schulfrei, lieber Gott!
 Laß uns nur an Spielen denken,
 Laß uns hundert Sachen schenken!
 Rummel, rummel, rummel Pott!
 Gib uns schulfrei, lieber Gott!



⟨Der Glöckner und sein Gehilfe steigen auf den Turm⟩

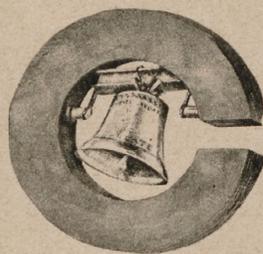
Der Glöckner und sein Gehilfe im Wechselgesang:

u Gottes Wort!	—	Zur Litanei!	—
Zum Evangelium!	—	Kommt herbei!	—
Ihr Kinder Gottes	—	Allzumal!	—

Beide gemeinsam:

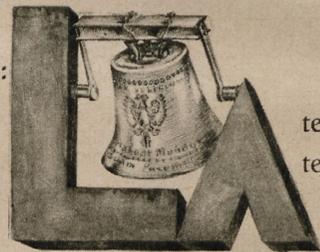
Zur Predigt kommt!	—	Zum Abendmahl!	—
--------------------	---	----------------	---

⟨Die Glocken fangen an zu läuten⟩



Die kleine und die große Glocke im Wechselgesang:

antate — laudate!	Jubi —
antate — laudate!	Jubi —
Pax vobiscum!	Pax vobiscum!



Beide gemeinsam:

Habeat mundus	—	Suam pacem!
---------------	---	-------------

Die kleine:	Die große:
Pax vobiscum!	— Suam pacem!

Der Glöckner	und	sein Gehilfe:
Alles, was glaubt,	—	sei herbestellt! —
Zum Bunde Gottes	—	mit der Welt! —
Mysterium!	—	und Opferfest! —

Beide gemeinsam:

Geht hin! Ecclesia missa est!

Die kleine	und	die große Glocke:
Cantate — laudate!	Jubi — late!	
Cantate — laudate!	Jubi — late!	
Pax vobiscum!	Pax — vobiscum!	

Beide gemeinsam:

Habeat — mundus!
Suam — pacem!

Die kleine	und	die große:
Pax vobiscum!		Suam pacem!

Der Meister in der



erkstatt:

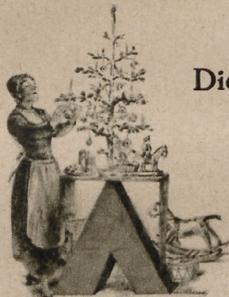
Ruhig

1. Ver-welkt sind Lust und Lok-ken, das Jahr ist wor-den alt. Der Wind weht wei-ße Flok-ken, die Zeit ist hart und kalt. Von
 (2.) sah ich grü-ne Flu-ren und gold-nen Son-nen-schein, da fand ich sei-ne Spu-ren in je-dem Stock und Stein. Die

hier bin ich ge-flo-gen in ein glück-sel'-ges Land, bin in mein Herz ge-zo-gen, das war mir un-be-
 Hei-li-ge-Fa-mi-lie im wei-ten Pal-men-hain- Und Nach-ti-gall und Li-lie, die hal-ten den A-tem

kannt. 2. Da ein! 3. In mei-nem Her-zen hab' ich der Gott-heit Bild er-kannt, in mei-ne Plat-te grab' ich es ein mit fe-ster Hand!

Die Mutter schmückt den Weihnachtsbaum:



ll die süßen Zuckersachen,
 Die die kleinen Herzen suchen,
 Marzipan und Pfefferkuchen —
 Müssen bunte Teller machen.

Puppen, Steckenpferd und Drachen, Seligkeit ist Gebenkönnen.
 Zinnsoldaten, Schießgewehre, Seliger denn Nehmen — heißt es —
 Nadel, Fingerhut und Schere, Ist das Geben! — Seines Geistes
 Wunderknäul, die glücklich machen. Ist, was Menschen Mutter nennen.

⟨Ein helles Klingeln — ein Jubelschrei!⟩

Die Kinder stürmen herein und stehn vorm Weihnachtsbaum:



tille Nacht! — Heilige Nacht! Goldene Sterne im himmlischen Raum.
 Christus ist aufgewacht. Gott hat sie für uns gemacht —
 Segnende Engel umschweben den Baum. Selige, fröhliche Nacht!

Die Orgel und der Chor aus weiter Ferne:



alleluja!

Halleluja!

Halleluja!

Die kleine und die große Glocke schwingen aus:

Pax vobiscum!	—	Pax vobiscum!
Habeat —	—	mundus —
Suam —	—	pacem!
Pax vobiscum!	—	Suam pacem!
Pax —	—	vobiscum!
Suam —	—	pa — cem!

Taufe in der Christnacht

Neue Aufschlüsse aus den Kirchenbüchern über den Dichter des Liedes
„Stille Nacht, heilige Nacht“ von Mathilde v. Leinburg

„G'tauft müßt' er halt endlich wer'n“, sagte die Nachbarin, die aus Barmherzigkeit die Pflichten einer weisen Frau versah. „Is ja scho über a Wochen alt!“

„Wo i doch no immer kein Taufgöden net hab' für ihn!“ klagte die Wöchnerin.

„Is halt a Kreiz, a Kreiz, wann eine ledig is und 's Mannsbild is im Feld!“

Jämmerlich wimmerte da der Säugling, als wüßte er schon vom Kreuz dieser Welt. „Psch, psch, Buberl! Net greinen, is ja Weihnächten heut!“ Die abgehärmte Mutter greinte aber selbst bei ihren Worten, und auf das abgeküßte Knabenköpfchen fielen heiße Tränen. „Weihnächten is!“ schrie sie verzweifelt auf. „Nur für mich, für uns gibt's lei Weihnächten net, gibt's lei Glück, lei Rettung! In ganz Salzburg weiß i lei Menschen-seel', die mir 's Kindel aus der Tauf' hebt! Zum Leben hammer nig, zum Sterben —“

Ein Ohnmachtsanfall warf die Erschöpfte in die Kissen zurück. Berängstet lief ihr Töchterchen, eine verkümmerte Zwölfjährige, ans Bett —

„Jachten geht's schief!“ schrie die Nachbarin. „Gleich holst an Geistlichen!“

„San ja alle in der Christmetten im Dom!“ stammelte schreckensbleich die Kleine.

„A so a Pech, was ma ham! Dann lauf' halt zum neuen Chorherrn Hiernle 'nüber; der is net ganz beinand', drum is er z'hausblieben, daß er muring beim Hochamt d' Musi leiten kann.“

„Wann er aber doch selber krank is?“

„Der kummt scho, der tuat alles für die armen Leit'. Sag's ihm nur: Die Muatter stirbt uns unter die Händ' weg! Lauf' g'schwindi, g'schwindi!“

Die Kleine lief. Schauernd hüllte sie sich in ihr dünnes Wolltuchlein und rannte durch die menschenleeren, mondbeschienenen, schneeglihernden Gassen bis zum Hause, in dem der junge Domchorvikar Johann Nepomuk Hiernle wohnte. Raun reichten die kurzen Armchen zum Glockenzug; da sprang sie hinauf und hängte sich mit beiden Händen daran, daß die Schelle wild durch das Haus schrillte.

Erschrocken öffnete die Schwester des Geistlichen das Haustor, gleichzeitig trat auch schon ihr Bruder aus der Zimmertür, daß die Kleine ganz geblendet vom Lichtschein da stand.

„Ich tät' recht schön bitten, daß S' kommerten, Hochwürden! Wei Muatter, die Jungfer Anna Schoiber in der Pfeiffergassen — die stirbt uns unter die Händ' weg!“ Jetzt erst löste sich der ganze Schmerz des verschreckten Kindes in einen lauten Tränenausbruch.

„Meine Mutter, die Jungfer!“ Geradezu beleidigt wiederholte die ehr- und tugendsame Jungfer Pfarrerschwester die Worte der Kleinen. Die hatte der Geistliche aber schon bei den erfrorenen Händchen gepackt und ins Zimmer gezogen. „Gib dem Kind was zu essen und laß es sich auswärmen bei uns!“ Und ehe die fürsorgliche Schwester ihn beschwören konnte, sich nur heute nicht in die raue Winternacht hinauszuwagen, hatte er schon nach seinem Mantel gegriffen und war davon.

„Wo er doch selber net ganz beinand' is!“ schluchzte die Kleine mitleidig. Da streichelte die sittenstrenge Jungfer Apollonia das Kind der „Ledigen“, gab ihm zu essen und bettete das vom Schlaf übermannte Mädchlein in ihrem eigenen Jungfrauenstübchen, häufte einen Teller reich auf mit Lebkuchen, Äpfeln, Nüssen und Klezenbrot und stellte ihn neben die Schlafende. „Armes Häscherl! Sollst auch dein Christkindel haben morgen beim Aufwachen!“ —

Wie einem Kinde löffelte die Nachbarin der aus ihrer Ohnmacht Erwachenden die bittere Biersuppe in den Mund. „So derschrocken hab' i mi, daß i um 'n Pfarrer geschickt hab'.“

„Den Pfarrer? Is 's scho aus mit mir?“

„Wann halt eine nimmer jung is, scho über die vierzgi, und mager wie a Steckerfisch vor lauter Hungern und Abrackern! Freilli, iag't'n brauchat ma 'n ja nimmer, den Geistlichen, aber g'holt is er halt scho. Glei muaz er da sein.“

Schon dröhnten stampfende Schritte durch den Hausgang. Ohne anmeldendes Klopfen wurde die Tür aufgerissen.

„Jessas, Mariandjosef!“ schrie die Nachbarin entsetzt. „Der Freymann!“

Es war der Freymann — der Scharfrichter.

„Josef! Du?“ stöhnte die Kranke.

„Was is denn los da? Bist krank?“

Sie deutete auf das Kindchen.

„Scho wieder a Bamberleetsch! Und der saubere Vater, der druckt sich?“

„Der druckt sich net, der heirat' mich, hat er g'sagt, wann er heimkummt aus 'm Feld.“

„Und derweil kannst verhungern!“ Herrisch winkte er die verkörte Nachbarin heran. „Da! Lauf' Sie 'nüber ins Wirtshaus! An roten Tiroler für a Kranl's und a Hendl soll s' braten, die Wirtin, für die Rindsbetterin! G'spart wird net!“ Er warf einige Geldstücke auf den Tisch. Mit dem Schürzenzipfel griff das Weib nach dem graufigen Hentersgelde. Sie war selbst eine der Armsten der Stadt, und die Rindsbetterin, die arme Strickerin, erst recht; der mußte sie doch beistehen, und Geld ist Geld! Sie eilte davon.

Schwerfällig ließ sich der Mann auf den einzigen Stuhl nieder. Es war nicht die Massigkeit seiner Glieder allein, was ihn so hinwarf; ein tiefer Kummer drückte den Riesenmenschen nieder.

„Zu dir hat's mich g'zogen heut, Rettl! Kein Menschen hab' ich in der ganzen Stadt, mit dem ich reden könnt'. Ausg'stoßen bin ich von allen, verachtet ärger als a Hund!“

„Aber geh, geh, Josef, ich bin doch allweil guat zu dir g'wesen!“

„Gut g'wesen, bis der Muskettier kommen is, der dir die Ohren voll g'macht hat! Jetzt sitzt da mit deine Bamsten! Wär' doch g'scheider g'wesen, wann's d' den Scharfrichter g'nommen hätt'! Seufz' net a so! Recht hast g'habt, a Scharfrichter is der elöndigste Mensch auf der Welt. Weißt es, was i heut hab' tun müssen?“

„I weiß 's. Dein'n eignen Firmgöden —“

„Mein'n eigenen Firmgöden hab' ich henken müssen, müssen! I hab' ihn gern g'habt, wie ich noch a Bua g'wesen bin —“

„Wie mir als Kinder g'spielt ham! Weißt es noch, Josef, wie er uns die Zwetfchgen von seine Bäum' abag'schüttelt hat?“

„San dreißig Jahr her jetzt, heut schreib'n wir 1792. Viele Menschen hab' ich vom Leben in den Tod bringen müssen, aber der, der —“

„War a guader Mensch, der —“

„Gelobt sei Jesus Christus!“ tönte plötzlich eine sanfte Stimme, und eine Wolke Weihrauch drang in den Raum.

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete die Wöchnerin.

Prüfend blickte der Geistliche auf den ihm fremden Riesen, der auf seinen Gottesgruß stumm geblieben, trotzig nicht einmal vom Stuhl aufgestanden war.

„Ist Er der Vater von dem Kind?“ fragte er.

„Nein!“ Der Riese reckte sich in seiner ganzen Höhe: „Ich bin der Franz Josef Wohlmuth — der Scharfrichter von Salzburg.“

Mit Gepolter kollerte das Weihrauchfaß aus den Händen des erschrockenen Ministrantenknaben.

„Man hat Ihner umamunten g'holt“, jammerte die Kranke demütig. „I brauch' nimmer Versehen. Sein S' mir net harb,



Aufgenommen mit Zeiss-Tessar auf Zeiss-Ikon-Film

Hochwürden! I tu noch net sterben, i bin nur a bissel ohnmächtig g'wesen!"

Der Seelsorger beruhigte die Geängstete. „Und 's Kindel, ist es schon getauft?"

Aus einem Tränenschwall brach es hervor: „Macht mir ja keiner den Taufgöden!"

„Wer ist denn der Vater?"

Die Jungfer Schoiber heulte herzzerbrechend. Da antwortete der Henker für sie: „Der Mustetier Franz Mohr. Aber g'heirat't hat er s' net."

„Er tuat's aber, hat er g'sagt", fuhr die Unglückliche auf. „Und was er sagt, dös tuat er. So is er net, mei Franzl, daß er net tät, was er sagt!" Hastig griff sie nach der Hand des Scharfrichters. „Der da is aber auch kei schlechter Mensch, wann er auch die Menschen henken muas. Hat ihm heut selber 's Herz abdruckt, wie er sein'n eignen Firmgöden —"

„Seinen Firmpaten?"

„Mein'n Firmpaten. Ich hab' ihn richten müssen!" Auf den groben Zügen des Schrecklichen kämpfte es — „Aber zu sein'm Andenken — er is so viel gut zu mir g'wesen als Bua — zur Sühne für mein'n Firmpaten mach' ich dem Buam da den Taufpaten!"

„Recht so! Gott wird es Ihm lohnen!" Der Geistliche besann sich einen Moment: „Aber zur Taufe — ein Scharfrichter —?"

„Ich komm net selber, ich laß mich vertreten."

„Und Josef, Beperl soll er heißen, nach dir, Josef!"

„Also Josef. Morgen in der Frühe des heiligen Christtages um sechs Uhr ist die Taufe im Dom."

Der Schreibende sah auf von seinem Notizbuch — der Riese war fort. Aber auf dem Tisch, im Schein der triefenden Unschlittkerze, da blinkte es auf: Dukaten lagen dort.

„Sein Taufgöden'schent!" jauchzte die Rindsmutter.

„Möge es Ihr über die Zeit der Not, bis die Kaiserlichen aus dem Feldzug zurückkommen, hinüberhelfen! Und wenn der Josef — Josef Mohr wird er dann hoffentlich heißen —, wenn der Josef brav wird und gut lernt, dann braucht Sie sich um seine Erziehung nicht mehr zu sorgen. Zum geistlichen Studium will ich ihm verhelfen — ich will des Armen Pflegevater sein."

Mächtig dröhnten auf einmal die Glocken des Doms durch die Stille der Heiligen Nacht. „Christus der Retter ist da!" sagte der Chorherr trostreich und legte segnend die Hand auf das blonde Kinderköpfchen.

Lob der Kleinstadt

von Helene Düvert

6. Winterliche Bildungsaison

Sie beginnt bereits im Oktober, wenn die Fremden mit ihren großen Koffern davongefahren sind.

In unseren Straßen ist es still und voll beginnender Winterheimlichkeit. Ein Weilchen noch leuchten die flammenbunten Waldberge, die gelben und goldroten Parks und Alleen, dann zerpfückt der Nordwestwind die prangende Herrlichkeit, Regenfluten stürzen hernieder, unsere Straßen in Morast verwandelnd, das Dasein grau in grau malend.

Wir kleiden uns nur noch in Lodenzeug und Galoschen, und es ist für alle Anwohner der Villenstraße eine Kabinettfrage, mit sauberen Schuhen auf der Hauptstraße oder zu irgendwelchen festlichen Gelegenheiten zu erscheinen — sofern sie kein Auto haben. Derartige Leute aber sind bei uns so vereinzelt wie die Rosinen im Kuchen.

So zieht der November ein, dieser graueste, griesgrämigste Monat des Jahres. Manche Tage können sich überhaupt nicht der dumpfen, schwelenden Feuchtigkeit entreißen, und selbst bei klarem Wetter fällt immer früheres Dunkel in die kurze Helle, die der November noch zu verschonen hat.

Man könnte sich aufs Altenteil zurückziehen und die vergangene Sommerherrlichkeit voll Sentimentalität und Rührseligkeit bezingen, hundertmal gebrauchte, mehr oder weniger tief sinnige Vergleiche anstellen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, denn der November ist zur Traurigkeit gestempelt. Mit dem Allerseelentag beginnt er, mit dem Totensonntag endet er, und zwischen hinein ist noch der Buß- und Bettag. . . . Man könnte in einem Meer von müder Resignation und Entfugung schwimmen, um neben allen tiefen und starken Gefühlen, die lieben Verlorenen gelten, seinen eigenen Kleinlichen Mißmut nebst nörgelnder Verdrießlichkeit so recht zu hätscheln und zu pflegen, wenn, ja wenn es bei uns nicht trotz allem immer schön wäre.

Die frühe Dunkelheit schließt die kleine Stadt in einen Ring traulichen Behagens, in welchem wir uns wieder so recht unter uns fühlen. Einer kennt den anderen, und bei der abendlichen Promenade lacht, nickt und grüßt man nach allen Seiten. Alles, was jung ist und zwei Beine hat, wandert Städtchen auf und Städtchen ab, bei Regen, Nebel oder Sternenschein — man will doch sehen und gesehen werden. Zudem hat man immer irgendwelche Besorgungen zu machen, wünscht jemand zu begegnen, etwas Notwendiges zu besprechen, eine Verabredung zu treffen oder dergleichen. Ist das Wetter gar zu schlecht, siedelt man sich in einer Konditorei an, wo unweigerlich Bekannte sitzen, sich an Kaffee und Kuchen oder Tee und Würstbrötchen erlabend. Und auch hier ist man wieder sehr schön unter sich, ohne Fremde. Es gibt keine Kellner, nur weißbeschrzte Familientöchter, und als Musik dudelt höchstens ein Grammophon irgendeinen gefühlvollen Schlager. Die Kaffeeportionen, Tortenstücke und Würstbrötchen sind groß, schmachtast und billig. Wenn der Familienverkehr nachläßt, haben wir gute Zeit.

Wer will leugnen, daß unsere Stadt ein behagliches Nest ist? Wir haben keine Uhr und keine Eile, denn der Schloßturm dröhnt uns jede Stunde zu. Schweigen seine Glocken, weiß bei uns niemand, wie spät es eigentlich ist, und das ganze Leben gerät etwas aus den Fugen.

Wenn die Kaufhäuser abends schließen, erlischt nahezu die gesamte Straßenbeleuchtung. Nur ein paar einsame Laternen kämpfen noch gegen die Dunkelheit. Aber dann sind wir längst wieder daheim in unseren hellen Familienzimmern, in denen Dauerbrenner mit feuerroten Augen behagliche Wärme verströmen. Das Leben — oder vielmehr dunkle Schweigen — da

draußen geht uns nur dann etwas an, wenn außerhäusliche Vergnügungen locken, was nicht eben sehr häufig der Fall ist. Alle paar Wochen eine Theateraufführung oder ein Konzert, wöchentlich eine Chorprobe, Vorlesung in der Volkshochschule, der literarische Zirkel, hin und wieder Einladungen in andere Familien, ein Tanzfest —

Auf diese Vergnügungssucht jedoch kann die Stadtverwaltung keine Rücksicht nehmen. Wenn die Straßenbeleuchtung zu dürrig ist, muß eben eine Taschenlampe mitnehmen, deren Lichtreflexe dann auch an Theater- und Konzertabenden in allen Alleen aufleuchten. Sie strahlen wie schwebende Glühwürmchen, und in ihrem winzigen Schein werden oft die geistreichsten Diskussionen geführt, hervorgerufen durch ein Konzert, einen Vortrag, ein Schauspiel, dessen innerer Gehalt die Grenzen unseres ruhigen Daseinsbehagens zu einem Ausblick in die Mannigfaltigkeit des Seins jenseits unserer eigenen Sphäre öffnete. Groß, reich und unendlich ist das Leben! Wir erkennen es mit erschütterten Herzen, dankbar für jeden Einfluß, der uns vor speißiger Satttheit bewahrt.

Es ist die Gefahr der Kleinstadt, daß ihre Stille zu leichter Berschlagenheit, selbstzufriedenem Genügen verführt. Doch eben diese Stille, dies Abseits vom lauten Getriebe, weckt wiederum die Sehnsucht nach den tieferen Gründen des Lebens, nach den Bereicherungen aus Kunst, Musik, Literatur und Wissenschaft. Die endlosen sturmdurchsausten Winterabende würden in tödlicher Langweile dahinkriechen, hätten wir keine Bücher, keine Musik, keine Geselligkeit, die sich mit Geistigem befassen muß, will sie nicht in Klatsch und Banalitäten versickern.

Eine Großstadt bietet tausend Möglichkeiten, sich selbst zu entfliehen, unzählige Anregungen locken. Die Stille einer Kleinstadt kann nur aufgelockert werden durch das strömende Leben, den Eigenwert der Menschen, die sie bewohnen. Diese Stille aber ist zugleich der schärfste Gradmesser für Echtheit, Gehalt und Tiefe, denn sie läßt alle Akkorde langsam verklängen und gibt dem ruhigen Nachdenken Raum.

So ist ein Konzert niemals nur die Angelegenheit eines Abends, sondern an seinen Vorbereitungen nehmen alle interessiert teil. Chor- und Orchestermitglieder bangen um das Gelingen. Der Dirigent, stets bemüht, neben erprobten alten auch gute neuere Werke zur Aufführung zu bringen, versucht, durch Vorträge und Aufsätze das tiefere Verständnis seiner Hörer zu wecken. Begabte Dilettanten, welche noch nicht dem Radio verfallen sind, sondern alle Musik erlebend genießen wollen, suchen durch monatelanges Studium und Selbstmusizieren in den Geist des zu erwartenden Werkes einzudringen, vor allem wenig gehörter und moderner Musik nahezu kommen, um nicht als unkundige Bananen jeden fremdartigen Akkord abzulehnen. Und da sich alle Leute bei den mannigfachen Gelegenheiten immer wieder treffen, ihre Eindrücke, Ansichten und Urteile austauschen, Meinung gegen Meinung stellen und sie durch Beweise zu erhärten suchen, ist das Interesse lebendiger, die Kenntnis tiefer als dort, wo das heutige Konzert von dem morgigen abgelöst und, an den Hörern vorüberflutend, im ersten genußreichen Anhören bereits Vergangenheit wird.

Wir haben nur drei bis vier Konzerte von Rang im Jahr und wissen nach sechs Jahren noch, welche Solisten dabei gesungen haben. In musikfreudigen Häusern finden sich die sämtlichen Klavierauszüge aller hier stattgefundenen Konzerte vor, deren häufiges Studium zur Ehrfurcht vor der Größe dieser Werke, sicherem Urteil und Anerkennung der Leistungen von Dirigent, Solisten, Chor und Orchester führt. Deshalb finden auch die Solisten, die unseren Konzerten den letzten strahlenden Glanz verleihen, fühlbare Aufnahme, reiches Verständnis und begeistertsten Dank, sofern sie ihr Bestes geben. Diejenigen aber, welche die Kleinstadt mit geringwertigen Leistungen abspeisen wollen, müssen zu ihrer Verblüffung erkennen, daß man dort anspruchsvoller und urteilsfähiger ist, als sie vermuteten, und Halbwertiges unzweideutig ablehnt.

Ähnlich ergeht es den Wanderbühnen, die alle drei Wochen erscheinen und manchmal der Meinung sind, für uns genüge zweitklassige Besetzung. Kleine Stadt, urteilslose Bewohner, die jede Schmiere begeisternd finden, mit den Brosamen von den Tischen der Reichen mehr wie zufrieden — so ungefähr ist die Einstellung jedes neuen Spielleiters uns gegenüber, die zwischen Feldern, Wäldern und Wiesen wohnen, in enger Nachbarschaft von Dörfern und Bauernhöfen. Deshalb wählt man für uns aus:

erprobte Klassiker, möglichst solche, von denen Lyzeen und Gymnasien profitieren können, wie Minna von Barnhelm, die Räuber, Hamlet, Faust, Othello und ähnliches; ferner erprobte Lustspiele: „Die deutschen Kleinstädter“, „Der zerbrochene Krug“, „Der eingebildete Kranke“. Von den Modernen bringt man Schwänke oder Lustspiele, woran wir begriffsstutzigen Kleinstädter voraussichtlich Wohlgefallen haben werden: „Sturm im Wasserglas“, „Katharina Knie“, „Leinen aus Irland“, „Hauptmann von Köpenick“, „Arm wie eine Kirchenmaus“, „Göttliche Sette“ und wie die Bühnenstücke alle heißen, die unserem Niveau angepaßt erscheinen. Des besseren Verständnisses wegen streicht man feingeistige Spitzfindigkeiten, geschliffene Dialoge, funkelnde Ironie und trägt statt dessen lieber die Komik recht dick auf, bis „Der eingebildete Kranke“ auch nicht einen Hauch Molièrescher Anmut mehr ausströmt und der „Sturm im Wasserglas“ an Banalitäten erstickt . . .

Wenn die Rollen gut besetzt sind und flott gespielt wird, sind für die Kleinstadt Lustspiele das Gegebene, weil man bei diesen keine künstlerischen Spitzenleistungen erwartet, über Ausstattungsmängel hinwegsieht und zufrieden ist, einmal herzlich lachen zu können. Lachen ist gesund, und deshalb verzeihen wir sogar manche Harlekinade.

Noch die größten Lacherfolge zeitigen auf den Kleinstadtbühnen häufig die Klassiker, besonders Tragödien. Die Künstler spielen sie herunter mit der ganzen Überheblichkeit, die sie diesem veralteten Publikumsgeschmack gegenüber besitzen, der Regisseur verschwendet an diese altmodische Angelegenheit keinen Gedanken zuviel. So ist das Ergebnis ein grandioser Heiterkeitserfolg, den das Parkett aus Schickslichkeitsgründen in guter Haltung überwindet, dabei die Galerie beneidend, wo die bildungsbeffliffene Jugend an den ergreifendsten Stellen einfach herauslacht.

„Des Meeres und der Liebe Wellen“ auf unserer Bühne: Grillparzers wundervolle Verse gingen unter in grün-rot-blauer Beleuchtung, die alle Gesichter fragenhaft verzerrte. Hero — zweite Besetzung — eine strichdünne Dame Mitte fünfzig. Leander, forscher Naturbursche Anfang zwanzig, mit einem prachtvollen Gebiß in seinem großen, wollüstig geschminkten Mund, weit eher im Seiltänzerwagen der Knie als im klassischen Griechenland beheimatet, durch Geschrei und rollende Augen seine heroische Liebesleidenschaft für Hero markierend. Man glaubte, Entsetzenrufe zu vernehmen und — begriff sie. Das Meer eine gebäulte wasserfleckige Leinwand im Hintergrund, die prunkvollen Opferaltäre weißgestrichene Kisten. Hero in Griechengewändern und Stöckelschuhen, ihre todverachtende Liebe in exaltierten Schreien, Umherwanken und Gliederverrentungen erschöpfend — es war steinerweichend.

Nach dem letzten Sinken des Vorhangs Totenstille: Keine Hand rührte sich. Das Publikum schaute sich entgeistert an und schob sich stumm zur Garderobe. Erst in der altdeutschen Weinstube überließ sich jeder seiner Entrüstung. Uns derartiges anzubieten: eine regelrechte Schmierenaufführung, bei aller gutwilligen Anerkennung der technischen Schwierigkeiten eine unleugbare Geringschätzung des Kleinstadtpublikums verrätend — was fiel den Leuten denn ein?! In der einheimischen Presse erhob sich ein Entrüstungssturm, und das Theater zeigte solange gähnende Leere, bis sich die Wanderbühne durch eine wirklich ausgezeichnete Aufführung der „Weber“ ihren Ruf wieder gerettet hatte.

Ach nein, wir sind nicht so bescheiden und anspruchslos, wie man uns gern wertet. Manch Hochgebildeten zieht es in die Stille der kleinen Städte, weil er sich nicht vom rasenden Wirbel des Großstadtreibens um Eigenes betrügen lassen will, sondern sein Leben mit dem füllen möchte, was er liebt und was ihm sinnvoll erscheint. Unter uns wohnen tiefgründige Gelehrte, feine Künstler, Menschen, die den Weg nach innen suchen und sich mit einem engen äußeren Kreis begnügen, um dafür die Freiheit des Geistes einzutauschen. Denn wer hat größere Freiheit als der, welcher sich unbekümmert um alle Tagesgößen in gelassener Selbstständigkeit seine eigene Welt aufbaut, erfüllt mit der Schönheit und Größe aller Zeiten, das als wertvoll Erkannte immer wieder tief und stark genießend? Die enge Begrenzung unserer Welt zwingt uns, in die Tiefe und Höhe zu wachsen, wenn wir nicht verkümmern wollen, sie führt uns jenseits der Flüchtigkeit eilig vorübergleitender Bilderfolgen zu dem wenigen, was uns erreichbar ist, es ganz zu erfassen.

Und dann: Uns bleibt soviel Zeit zum Nachdenken beim Wandern durch das grüne Schweigen unserer Wälder, durch das Herbstgold, die Nebelschwaden, die Winterkahlheit, bei dem weiten Blick über sanfte Hügellehnen und fern verschwimmende Ebenen. Was aber sollen wir anders tun, als ins Freie hinauswandern, sobald der Beruf uns freiläßt? In der Weite jedoch verfliegen die Tageswertungen wie leichter Schaum, in ihr besteht das Echte, Wahrhaftige, die reine Kunst und das starke Gefühl. Unmerklich löst sich die Seele aus der Gebundenheit aller fremden Meinungen und sinkt zu ihren eigenen Tiefen, zu den letzten Gründen alles Menschentums, daraus das wahre Kunstwerk erwächst, um erschauernd ein inneres Verbundensein und geheimnisvolles Erfassen des tiefsten Wertgehaltes aller Kunst zu verspüren . . .

Deshalb ist den wahren Dichtern und Künstlern unseres Volkes in der Kleinstadt ein guter Platz bereitet, eine nicht laute, aber doch starke Resonanz ihres edelsten Strebens.

(Schluß folgt)

An der Grenze

Eine Weihnachtsgeschichte von Eva Gräfin von Baudissin

Von draußen dröhnte das Meer in das kleine Zimmer, das mit seinen drei Glaswänden wie ein übergroßer Vogelkäfig wirkte. Die einsame Frau im Raum schloß die Tür, sie konnte die wilde, anklagende, fordernde Stimme nicht mehr ertragen. Niemals, so schien es ihr, war früher die Welt in solch einen Winterschlaf gesunken. Die Frau sann nach, während sie einige Winterpflanzen zwischen die übrigen Stöcke an den Fenstern verteilte. Raum je seit ihrer Verheiratung hatte sie ein Weihnachtsfest daheim feiern können, Mann und Familie hielten sie zurück. Doch hatte sie stets am deutschen Heiligen Abend ihren Baum schon geschmückt und die Lichter in der Stunde entzündet, in der sie wohl auch in der Heimat brennen würden. Die Thron hatten sie gelassen und dazu gelächelt. Das wahre Fest für sie kam erst zum russischen Datum, wenn auch ihre Freunde feierten, das vorzeitige war nur für die Mutter eine Erinnerung, an der sie ihrer Meinung nach aus Pietät hing, nicht aus wirklichem Empfinden . . .

Heute abend würde in der deutschen Kirche der Tannenbaum brennen, und, was noch von den alten Familien vorhanden war, der Rede des lieben, warmherzigen Pastors lauschen, dessen

Hauptbestreben es sein mußte, seine kleine und immer mehr zusammenschmelzende Gemeinde festzuhalten. Wenige Trauungen durfte er noch schließen und ebenso selten waren die Taufen geworden; seine Hauptfunktion wurden die Grabreden für die aussterbenden Alten. Was jung gewesen war, als der Umsturz nach dem Kriege kam und das Land sich durch die Hilfe deutscher Brüder vom russischen Joch befreite, das war den neuen, den Deutschen wenig gnädigen Gebietern gewichen und hatte sich im alten Stammland oder auch jenseits des Ozeans ein neues Dasein zu gründen versucht. Grundbesitz und Handel waren in die fest zugreifenden und doch nicht geschulten Hände der neuen Herren gekommen, die Plätze in Regierung und Beamtentum wurden denen überwiesen, die am Umsturz, nicht an der Befreiung geholfen hatten, für die deutsche Jugend war kein Platz frei. Im Ausland war sicher der Existenzkampf nicht leichter, aber man litt nicht unter der Erinnerung an die Vergangenheit, und dann: Man brauchte nicht zu dienen und sich nicht zu demütigen, wo man selbst geberstet hatte —

Gleich wird Anna den Samowar bringen, dachte die Frau weiter; denn ein Glas Tee und ein paar belegte Brötchen ge-

hörten zu solch einer Morgenvisite. Wir könnten auch von den Pfeffernüssen —

Da stand an der Tür des Eßzimmers schon, ohne Anmeldung, die stattliche, etwas volle Gestalt einer älteren Dame, deren silberweiße Haare sich unter der dunklen Pelzmütze krauften und tief zu den heiter-blauen Augen hinabfielen. Röthlich rot und frisch waren ihre Wangen, und als sie nun sprach, leuchteten feste weiße Zähne zwischen den vollen Lippen.

„Darf man hereinkommen, gnädige Frau?“

Die Hausfrau, sehr geschickt ein leichtes Erstaunen unterdrückend, sprang auf. „Aber gewiß doch, gewiß!“ Dann besann sie sich, fast, als schäme sie sich des Dialekts, und sagte in reinstem Hochdeutsch: „Bitte, nehmen Sie doch Platz und legen Sie den Mantel ab!“

Die andere wehrte sich ein wenig: Nein, sie wolle nicht stören. Aber dann saß sie doch in einem bequemen Stuhl, setzte die Füße auf ein Schemelchen und sagte: „Das tut wohl! — Ich bin am Strand entlang jelaufen, man hat furchtbar jeseu den Wind zu kämpfen — aber er bläuft durch bis auf die Knochen, das liebe ich fähr!“

Eine kleine Pause entstand; die Hausfrau horchte, ob sich der Blasebalg hören ließe, mit dem Anna den Samowar ansachen mußte, oder vielleicht ein Geklirr der Teegläser und Teller. Doch draußen blieb alles still — ärgerlich und unverständlich!

„Ich jing hier vorüber“, begann der Gast von neuem, „da dachte ich, ich wollte Sie einmal sähen — Sie sind uns allen solch eine Freude, gnädige Frau, mit Ihrer gleichmäßigen Heiterkeit —“

„Ich?“ machte die andere verwundert. „Aber wenn man Sie ansieht — Sie sehen aus wie's blühende Leben! Ich bin alt und verbraucht —“

„Nun ja, ich jebe zu, ich halte viel auf die Gesundheit. Ich mache täglich meinen langen Spaziergang, in jedem Wetter — ich habe nicht sovielle Abhaltungen wie die andern Damen. Sie spielen Karten, sie musizieren zusammen, sie laden sich zum Kaffee ein und feiern Geburtstage — Das alles passiert mir nicht, man überläßt mich mir selbst!“ Verbarg sich hinter dem fröhlichen Ton doch eine kleine Empfindlichkeit, eine Anspielung darauf, daß man sie, die Lettin, noch immer nicht in den deutschen Kreis hineinzählte, trotz ihrer langjährigen Ehe mit einem Deutschen und der vollkommen deutschen Erziehung ihrer Kinder? Aber ihr Mienenspiel verriet nichts als ein wenig Spott, die Augen blickten gänzlich ungetrübt in die der Beobachtenden. Dennoch klang deren Antwort etwas verlegen: Man wußte wohl, wie tätig sie sei, in dem großen Haushalt und der rührenden Sorge für die Kinder.

„Mir blieb nichts andres übrig, gnädige Frau! Und nun sind ja fast alle Kinder längst in der Fremde —“

Wenn sie doch nicht immer „Gnädige Frau“ sagen wollte! Es bezeichnete stets von neuem den Abstand zwischen ihr und den übrigen Damen. Aber bisher hatte ihr wohl niemand geraten oder sie gebeten, diese unter Frauen so häßliche, offizielle Anrede aufzugeben. Sollte sie —?

Frau von Wanden rückte unruhig in ihrem Stuhl, aber in diesem Augenblick schien ihr der Vorschlag, sie einfach bei ihrem Namen zu nennen, nicht angebracht. Jedes braucht seine eigene Stunde und Stimmung. Sie seufzte und sagte, sich der Klage ihres Besuches erinnernd: „Das ist ja unser aller Schicksal, Frau Detmer! Wer von uns hat denn noch seine Kinder bei sich? Was blieb ihnen übrig als auszuwandern und ihr Brot in der Fremde zu suchen?“

„Gewiß, gnädige Frau. Und es ist gut und klug, sich damit abzufinden. Nur — es gibt eben Tage, an denen möchte man sie alle um sich sehen, um recht das Jesühl zu haben, noch Mutter zu sein.“ Sie blickte vor sich nieder.

„Sie haben noch Ihren Mann und eine Tochter daheim“, tröstete Frau von Wanden. „Ich bin allein.“

Die Besucherin hob den Kopf. Wie ihre Augen, baten auch ihre Lippen: „Und Sie könnten sich nicht entschließen, Ihre Abgeschlossenheit zu unterbrechen und — und den Abend bei uns zu verbringen?“

„Bei Ihnen —?“ Frau von Wanden fühlte, daß sie sich zusammennehmen mußte, um das ganz Ungeheuerliche dieser Zumutung nicht in ihrer Antwort aufklingen zu lassen. Sie — als erster Gast in diesem Hause — nein, für diese Pionieraufgabe war sie doch wohl zu — zu alt, oder besser: zu altmodisch. Sie suchte nach einer nicht kränkenden und doch deutlichen Ablehnung. Aber die andere hatte genug verstanden; sie senkte den Kopf, ehe sie noch hörte, daß man sich mit seiner Wehmut nie in eine fremde Familie drängen dürfe. Unwillkürlich verglich man zwischen dem Einst und dem Jetzt, das so bar an Freuden geworden sei.

„Man kann auch an der Freude andrer teilnehmen“, warf die Besucherin schüchtern ein.

„Während man sich zu Hause ungestört seinen Erinnerungen hingeben darf“, vollendete Frau von Wanden ruhig ihren Satz.

„Das ist doch fruchtlos, gnädige Frau! Verjüngenes kommt nicht zurück — Wenn man will, bietet das Leben immer noch Neues!“

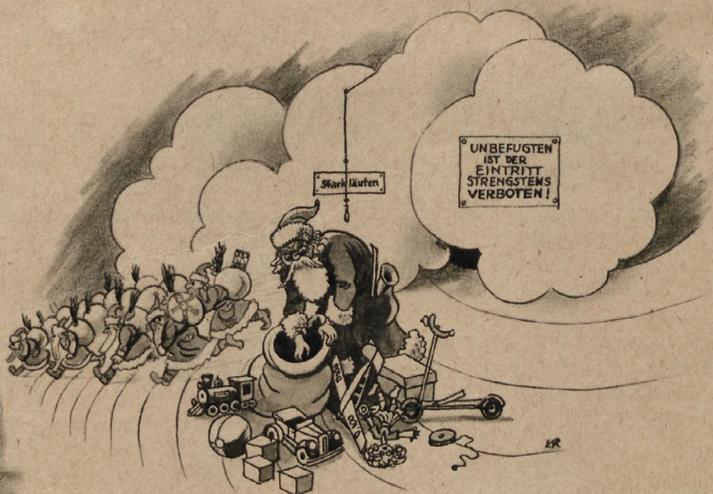
„Aber nichts Schönes!“ Frau von Wanden lachte bitter auf. Möchte diese Frau begreifen, daß es die Ihren gewesen waren, die das furchtbare Los auf die Deutschen herabgebracht und dadurch ihre Familien zerstört und zerrissen hatten.

Nun seufzte der Gast tief auf und erhob sich. Frau von Wanden hat nicht zum Bleiben; sie stand ungebeugt am Tisch, die Hände leicht aufgestützt, und sah mit Blicken in die Ferne, die Schreckliches sehen mußten.

Ganz leise rührte Frau Detmer an ihren Arm und sagte demütig: „Sie können keine Ausnahme machen, gnädige Frau?“



Die Oberweihnachtsmänner beim Entwurf des diesjährigen Operationsplanes



„Jetzt habe ich doch die Rute vergessen!“

Nicht anerkennen, daß auch einzelne von uns bitter gelitten haben und noch leiden, weil ihr Herz seit jeher an den Deutschen hing — in einer Art von unglücklicher Liebe, wissen Sie, die doch nur selten und ohne vollkommen, ohne jeden Rest von Vorurteilen, erwidert wurde?"

„Wie?“ fragte die Dame des Hauses befremdet und kam in die Gegenwart zurück. Sie sagen das, die den besten, den aufopferndsten Mann haben und —“

Frau Detmer sah sie wieder mit heiteren Augen an und bemerkte überlegen: „Liegt nicht im Wort ‚Aufopfern‘ genug — ist es leicht, ein Leben lang die Empfindung tragen zu müssen, daß einem unaufhörlich Opfer dargebracht werden — vom eignen Mann und auch ein bißchen von den eignen Kindern?“

„Aber, aber das ist doch —“ Plötzlich tat sich vor ihr das Geheimnis dieser Ehe auf, der stille Leidensweg einer Frau, die man nicht anders als vorbildlich frisch und mutig kannte. So hatte sie die Auszeichnung, die in der Wahl ihres Mannes lag, büßen müssen. Und wenn sie sich selbst nicht demütigte, waren ihr trotzdem keine Kränkungen erspart geblieben. Die eignen Kinder, hatte sie gesagt.

„Ich hoffe“, Frau von Wanden sprach in fliegender Hast, „Sie haben doch nie unter dem — kleinen Unterschied der Abstammung zu leiden gehabt, Sie Liebe, Gute, Sie!“ Dabei ergriff sie Frau Detmers Hände. „Und wenn man gehnt hätte — vielleicht wäre manches etwas anders geworden; ich meine, man hätte Ihnen noch mehr schuldigen Respekt, noch mehr Rücksicht erweisen müssen als allen übrigen Damen. Aber Sie waren ein wenig unnahbar, Liebste! Das müssen Sie zugeben.“

„Vielleicht.“ Der Gast lachte. „Was bleibt einem übrig? Aber das ist nun überwunden, und ich bin glücklich, immer glücklicher!“

Weshalb sieht sie mich dabei an, als hätte ich damit zu tun, flog es Frau von Wanden durch den Kopf.

„Also darf ich heute Abend kommen?“ fragte sie ohne Abergang. „Plötzlich bekomme ich geradezu Sehnsucht, unter Menschen zu sein. Ich werde meinen kleinen Baum in der Dämmerstunde anzünden“ — er stand schon gepußt auf dem Esstisch — „und dann —“

„Ich würde ihn bis morgen aufbewahren“, unterbrach Frau Detmer sie mit einem schelmischen Lächeln, das ihr Gesicht noch jünger und anmutiger machte. „Dann haben Sie zweimal die Freude.“ Sie bückte sich, nahm Frau von Wandens Hand und küßte sie leidenschaftlich.

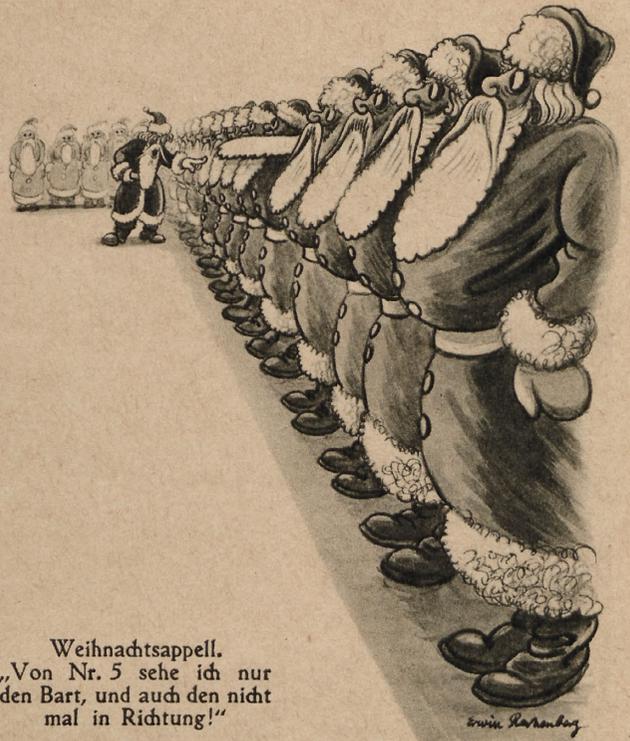
„Aber was tun Sie nur, Liebste? Das geht doch nicht!“

„Es geht schon! Ich bin so dankbar, daß Sie meinewegen kommen, nur meinewegen! Und das wollte ich! So sollte es sein! Nun ist es gut, eine Entschädigung für alles — alles —“

Sie lief davon; Frau von Wanden war es, als höre sie ein kurzes Aufschluchzen. Vergebens eilte sie dem Gast nach; sie war schon aus der Tür und hatte sie fest hinter sich zugezogen, ehe sie die Flüchtende erreichen konnte.

Aus der Küche klang ein Stoßen mit Herdringen und ein unverständliches Murren, das sicher der Lücke des Objekts galt.

Die Hausfrau ging hinüber und sagte durch den Spalt der halb-offenen Tür: „Ich gehe heute abend zum Essen aus, Anna. Aber sag mal, weshalb hast du keinen Samowar gebracht und keine Brötchen?“



Weihnachtsappell.
„Von Nr. 5 sehe ich nur den Bart, und auch den nicht mal in Richtung!“

Erwin Rechenberg



Eine unerhörte Neuerung:
„Bitte Rasieren und Haarschneiden mit Maschine 1 mm“

Zeichnungen von Erwin Rechenberg



„So ist es, Frollein, voriges Jahr war der Schienenzepp der große Schlager, dieses Mal das Windmühlenflugzeug, da kommt unser-einer nicht mehr mit!“



„Hallo, hier Weihnachtsmann Nr. 1678, der Bauplan Funkturm stimmt nicht, kriege das Oberteil nicht ran, was soll ich tun?“

Ihr Arger steigerte sich. „Und dann hast du die Dame weder ins Zimmer geleitet noch, als sie fortging, ihr die Tür geöffnet.“

„Ist keine Dame, keine Zeenmahte (gnädige Frau)!. Mach' ich nich Tür auf, braucht kein Lee nich bei meiner leelemahte (hochgeborenen Frau) zu trinken!“

„Aber, Anna! Was erlaubst du dir!? Wie kommst du dazu, dir meinem Besuch gegenüber so etwas herauszunehmen!? Das hast du doch nie getan, und ich muß bitten . . .“

„War nie hier, die Dahma — braucht nich kommen!“

„Was du nicht sagst! Und ich gehe heut abend zu Frau Detmer und bleibe bei ihr zum Essen.“ Um ihre Worte noch zu verstärken, setzte sie hinzu: „Unsern Weihnachtsbaum zünden wir erst morgen mittag an.“

Das Mädchen sah sie fassungslos an. Kein Baum und ihre gnädige Frau ging aus. Was war geschehen? Dann dämmerte es in ihrem Kopf. „Wird sein Verlobung, gnädige Frau?“

Verlobung? Sollte man sie zu einem Familienfest gebeten haben? Aber nein, Frau Detmer hatte ausdrücklich betont, wie glücklich es sie mache, daß sie allein ihretwegen käme. Dann ging sie in ihr Zimmer zurück, um ein paar Geschenke für die Gastgeber zurechtzulegen. Da war ja nur noch eine Tochter zu Hause, diese hübsche, blonde Martha. Die hatte nicht in die Fremde wollen und gemeint, sie könne daheim genug leisten und lernen.

Ihr Gewissen schlug noch, als sie sich zu diesem Besuch machte, die Geschenke in einem Beutelschen am Arm. Nur bescheidene Gaben; niemand hatte mehr viel zu geben, und sie hielt den Rest eigentlich für ihren Sohn Harald zusammen, der in Königsberg als Arzt praktizierte. Wenigstens nicht zu weit von der Grenze. Ab und an sahen sich Mutter und Sohn, im Winter aber durfte man nicht an die weite Reise denken.

Vor dem Detmerschen Haus stand sie still; es lag mitten in

einem großen Garten, die Wege waren sauber ausgeschaufelt. Sie läutete an der Pforte; sofort ertönten drinnen laute Rufe, und dann kam eine Gestalt eilig angelaufen.

„Nur nicht fallen“, mahnte die Wartende.

„Gewiß nicht, gnädige Frau! Heute darf mir kein Schaden geschehen! Wir haben eben noch ausgeschaufelt — und ich.“ Sie schluckte einen Namen hinunter.

„Gutes Kind!“ Frau von Wanden neigte sich vor und küßte Martha auf die Stirn.

Wie gut, daß ich nachgegeben habe, dachte sie und sah ihr einsames Zimmer vor sich. Niemand geschah ein Unrecht damit, daß sie sich entschlossen hatte, den Abend unter guten Menschen zu verbringen. Im Gegenteil, Harald würde froh sein. Und dann umfaßten sie plötzlich zwei feste Arme, und sie hörte nichts als: „Mutter, liebe Mutter!“

War es ein Traum, war es Wirklichkeit? Er hier? Ach, der Zusammenhang war ja leicht zu ahnen, als er abwechselnd sie und Martha küßte.

„Daß du gekommen bist, Mutter, das löst ja alles von selbst! Denn gegen Martha kannst du unmöglich etwas einwenden!“

„Gegen niemand, gegen nichts!“ sagte sie laut. „Was denkst du von deiner alten Mutter? Ich bin nur glücklich!“

Da sahen zwei heitere blaue Augen unter silberweißen Haaren sie an, und ein lachender Mund erwiderte: „Aber am glücklichsten bin doch ich! Das ist mein höchster Triumph — denn Sie sind meinerwegen gekommen, nur meinerwegen, liebe Frau von Wanden. Und das wollte ich — daher meine Geheimnistuerei, obgleich ich versprochen hatte, Sie auf eine Überraschung vorzubereiten. Aber einmal im Leben muß der Mensch fühlen, daß ihm allein eine Freude gilt!“

Ein Stiefkind der Küche = Die Kastanie

Rezepte und Aufnahmen von Jenny Schneider

1. u. 2. Kastanienkonfekt. Ein Pfund Kastanien kocht man, schält und passiert sie. Indessen hat man 250 Gramm Zucker, der vorher in Wasser getaucht wurde, in einem Kupferkessel dickgekocht. Sobald der Zucker sämig ist, gibt man die passierten Maroni dazu, rührt langsam $\frac{1}{4}$ Liter Milch mit Vanillegeschmack hinein und läßt die Mischung aufkochen. Wenn sie dick genug ist, um geformt werden zu können, nimmt man sie vom Feuer und läßt sie auskühlen, formt sie dann zu verschiedenen Formen, die man auf einem Drahtgestell oder Holzbrettchen an der Luft trocknen läßt. Man kann dieses Konfekt auch mit Schokolade, Zuckerguß usw. überziehen und dann in Papiermanschetten hübsch und geschmackvoll anrichten. Das Konfekt eignet sich vorzüglich als Geschenk; man verwendet als äußere Hülle einen hübschen alten Karton, den man mit buntem Papier überzieht.

3. Kastanien Schaum. Man kocht ein Pfund Kastanien, passiert sie und mischt ein wenig Maraschino-Likör, geschlagene Sahne und Zucker nach Geschmack darunter. 15 Gramm getrocknete Malagatrauben und das Kastanienpüree gibt man in gekochten Zucker und rührt das Ganze bis es kalt ist; dann erst gibt man den Schaum dazu. Man reicht Keks und Maraschino dazu.

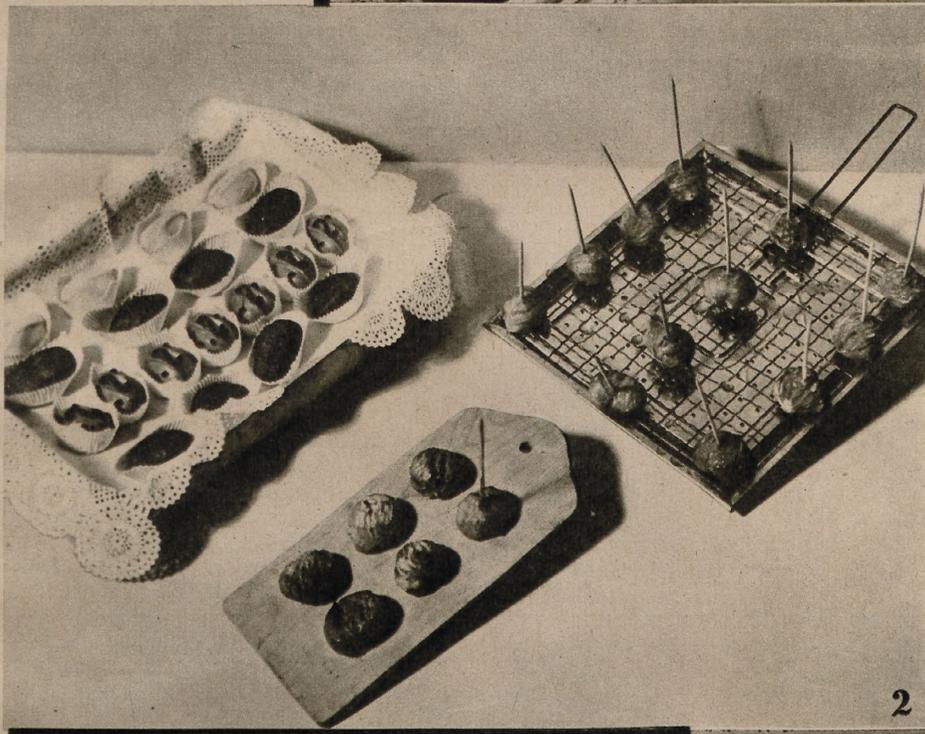
4. Kastanien Speise. Gesüßtes Maronenpüree wird durch ein Sieb gestrichen und in Randform angerichtet. Dann gibt man Aprikosentoppott und geschlagene Sahne dazu. Man garniert mit glasierten Kastanien und Malagatrauben und reicht kleines Gebäck dazu.

5. Kastanienigel. Zutaten: Ein Pfund geriebene Kastanien, neun Böffelbiskuits, $\frac{1}{2}$ Pfund Palmin, $\frac{1}{4}$ Pfund gesiebter Puderzucker, $\frac{1}{4}$ Pfund geriebene Schokolade, zwei Böffel Arrak



oder Kaffeeextrakt, $\frac{1}{2}$ Pfund Mandeln. Zum Guß vier Löffel Wasser, vier Löffel Zucker, die man zusammen aufkochen läßt, vier Eßlöffel Kakao und zwei Eßlöffel Butter (im Wasserbad flüssig werden lassen) gibt man zu der Zuckerslösung.

Palmin läßt man an warmer Herdstelle flüssig werden, stellt das Gefäß in kaltes Wasser und rührt so lange, bis die Masse milchig und schaumig wird und gibt dann erst die übrigen Zutaten dazu. Wie die Abbildung zeigt, werden zuerst dreieinhalb Löffelbiskuits so angeordnet, daß sie die Grundform des Tgels ergeben. Die oberste Schicht bilden zwei Biskuits. Es ist darauf zu achten, daß man die Zwischenräume gut mit der Masse ausfüllt und mit einem breiten Messer die Form run-



det. Man überzieht den Tgel mit Schokoladenguß und spickt ihn mit den in Streifen geschnittenen Mandeln, die Augen werden gleichfalls aus Mandeln geschnitten und nötigenfalls mit Stecknadeln festgespießt.

6. Pikante Gänsekeulen. Die Keulen werden mit Gemüsen aller Art, feingehackter Zwiebel und Gewürz gebraten. Wenn sie weich sind, bereitet man aus den Gemüsen eine Soße. Man reicht Kastanienbrei, geschmorten Rotkohl, auch gemischten Salat dazu; die Schüssel garniert man mit ausgestochenen Gemüsesternehen. Den Kastanienbrei bereitet man folgendermaßen: Die geschälten und gesottene Kastanien werden durch die Maschine gedreht, heiße Butter, etwas Brühe, etwas Wein dazugeschüttet und alles gut zu einem Brei verrührt.





Kastanien-Stangerl. Man siedet große Maronen, passiert sie, vermischt sie mit gleich schwerer Butter, Zucker und Mehl und macht sie mit zwei Eidottern zu einem Teig, schneidet ihn in walnußgroße Stückchen, formt diese zu Würstchen; nach

Kakao zu einem mittelfesten Creme verarbeitet. Auf einer Platte werden 12 Baiserschalen kranzförmig angeordnet, gut mit der Creme gefüllt und zum Schluß mit Schlagsahne hübsch garniert.

dem Backen sind sie mit Orangenglasur zu überziehen.

**Kastanienauf-
lauf.** Ein halbes Pfund Kastanien wird geschält, gehäutet und mit drei achtel Liter Milch weichgekocht, dann durch ein Sieb gestrichen, 60 g Butter werden schaumig gerührt, 70 g Zucker, drei Eigelb dazugegeben, zuletzt der Kastaniendrei, nochmals sehr gut verrührt und mit einem Glas Maraschino vermischt. Hat man das Ganze ungefähr fünfzwanzig Minuten gerührt, gibt man den festgeschlagenen Schnee von drei Eiern darunter und backt es in gut ausgebutterter Form in mäßig heißem Rohr.

**Kastanien-
sah-
nenspeise.** 1 Pfund gefochte, durchgeriebene Kastanien werden mit 300 g Zucker, einem Eigelb, etwas Butter und

Der Himmelsbindfaden

Ein Märchen von Erwin Zindler

Es war einmal ein kleiner Junge. Der hieß Hans und wurde „Hannes“ gerufen. Er tollte und spielte auf den Feldern ringsum, denn sein Vater war ein Bauer. Ihm gehörten die Wiesen und Ackerbreiten. Oftmals hat Hannes auf den breiten Rücken von den beiden dicken Braunen Peter und Diesel gefessen, wenn der Vater pflügte oder sommers den Erntewagen heimfuhr.

Am schönsten aber war es, wenn Hannes in der Schummerstunde bei der Mutter sitzen durfte. Dann erzählte Mutter beim schnurrenden Spinnrade Geschichten und Märchen, daß Hannes mit roten Backen und verträumten Augen immer neue hören wollte.

Heute aber hatte die Mutter ihr Spinnrad beiseitegestellt. Heute arbeitete sie an einem Körbchen. Sie hatte es schon hübsch mit zarten, weißen Tüchern und weichen Rissen ausgelegt, und nun war sie gerade dabei, blaue Schleifen an dem Körbchen festzuknüpfen.

„Was machst du da?“ fragte Klein-Hannes seine Mutter. Die Mutter lächelte so sonderbar und sagte: „Sieh mal, Klein-Hannes, mir ist das so, als wenn uns der Himmel bald ein Geschwisterchen schenken wollte. Und wenn es nun kommt, dann soll es doch ein warmes Bettchen haben.“

Klein-Hannes sah mit großen Augen seine Mutter an, wiederholte ungläubig und doch ganz selig: „Vom Himmel?“, lief an die Fensterbank und schaute zum Himmel empor, an dem der Himmelslaternenmann gerade die ersten Sterne blankputzte.

Die Mutter mußte ordentlich sanfte Gewalt gebrauchen, um ihren Hannes ausziehen zu können. Gewaschen sollte er werden, Abendbrot essen und ins Bett klettern. Da stand er denn, der kleine Kerl und Nackedei und war so ernst wie noch nie. Sonst hatte er gepantzt und gejukeheit. Heute war er still.

Auf einmal hielt er seine Mutter ganz fest bei den Händen und sagte: „Vom Himmel ein kleines Geschwisterchen? Mutti, sag schnell, bin ich denn auch vom Himmel gekommen?“

„Natürlich, mein Klein-Hannes, auch du bist uns vom Himmel geschenkt worden. Und das ist ein großes, ganz großes Wunder.“

Ganz aufgeregt zeigt Hannes auf seinen Nabel, streckt das Bäuchlein so weit wie möglich vor dabei und fragt: „Mutti, Mutti, ist denn das hier auf meinem Bauch der Knoten, an dem der Himmelsbindfaden festgemacht war? Hast du mich an dem aufgefangen?“

„Ja, mein Hannes, das ist der Knoten von dem Himmelsbindfaden“, und die Mutti herzte und küßte ihren Hannes.

Klein-Hannes war über die Maßen glücklich und aufgeregt zugleich. Lange konnte er gar nicht einschlafen. Mit heißen Backen lag er in seinem Bettchen. Immer fühlte er noch den Knoten auf seinem Bauch und dachte an den Himmelsbindfaden.

Am andern Vormittag wollte Hannes von seiner Mutti mehr über den Himmelsbindfaden hören. Seine Mutti aber bekam er nicht zu sehen. Margreta, seine Patenmuhme, war aus dem Dorf gekommen und sagte ihm leise und geheimnisvoll lächelnd: „Geh in den Garten, Hannes. Mutter wird heute wohl nicht aufstehen.“

So trollte sich Hannes hinaus. Der neblige Frühdunst lagerte noch über Garten und Feldern, und Hannes meinte, die Sonne sei auch wohl noch nicht aufgestanden! Mit einemal sah er seiner Eltern Haus nicht mehr, und die Gegend kam ihm im Weiterflüendern so sonderbar und anders vor in dem weichen, wogenden Nebel. Immer dachte er noch an den Himmelsbindfaden und ärgerte sich, daß er seine Mutter nicht weiter ausfragen und nun auch nicht einmal mehr den Himmel sehen konnte.

Da brach jährlings und fürwizig ein zartgoldener Sonnenstrahl durch die Nebelschwaden und spielte vor Hannes im Grafe. Lustig blinkte er, wie wenn er ihn necken wollte.

Klein-Hannes lief auf ihn zu, haschte ihn und griff ihn zu. Er hielt ihn mit seinen kleinen Fäusten fest und fühlte, wie der Sonnenstrahl zog, um seine Freiheit wiederzuerlangen.

Hannes aber sagte übermütig: „Nun laß' ich dich nicht wieder los!“ Und weil es ihm sonst schon immer Spaß gemacht hatte, auf den alten Birnbaum — den mit dem schrägen Stamm — hinaufzuklettern, so kletterte er jetzt an dem Sonnenstrahl in die Höhe. Er lachte vor Vergnügen, weil das Klettern so schön leicht ging. Der Sonnenstrahl hatte ja keine so rissige Haut mit Knubben und Astlöchern wie der alte Birnbaum.

Immer höher und höher kletterte Hannes. Da versflogen unter ihm die weißen schwebenden Schleier des Nebeldunktes, und die Erde wurde deutlich sichtbar. Seines Vaters Haus sah Hannes tief, tief unter sich. Ach, wie klein war das!

Da bekam Klein-Hannes es aber doch mit der Angst. Er mußte sich tüchtig an dem Sonnenstrahl festhalten.

Weil nun gerade eine schöne weißgraue Wolke, die sich tüchtig aufgeplustert hatte, vorübersegelte, so hopste Hannes auf die Wolke hinüber. Wie froh war er, daß er sich nun nicht mehr so kampfhaft festzuhalten brauchte. Auf seiner Wolke konnte er ganz bequem sitzen oder spazierengehen, auch ab und zu einen Blick auf die Erde hinabwerfen.

Als er da so am Rande der Wolke sich ein molliges Plätzchen gesucht hatte und die dicken Stummelbeine baumeln ließ, entdeckte er um sich herum auf der Wolke unzählige, ganz helle, klare Wassertropfchen, die in der Sonne gar lustig blinkerten. Hannes drehte sich herum und legte sich auf den Bauch, um das Wunder näher beschauen zu können. „Oh“, rief er voll Erstaunen, „da ist ja in jedem einzigen Tropfen ein winziges kleines Menschlein!“ Und Klein-Hannes winkte und lachte ihnen zu, und — siehe — sie winkten und lachten gerade so wieder.

„Das müssen die kleinen Kinder sein, die am Himmelsbindfaden zur Erde gleiten, wenn sie groß genug geworden sind und eine Mutti ein Körbchen fertig gemacht hat!“ rief er aus.

Eins von diesen Himmelswolkentropfenkindern gefiel unserem Hannes am allermeisten, und er überlegte, wie er es wohl am besten mitnehmen könnte, weil ja seine Mutti ihr Körbchen erst gestern fertig gemacht hätte. Da war guter Rat teuer.

Die Wolke aber, die durch Klein-Hannes schwerer geworden war, segelte tiefer als die anderen Wolken, und — bums! — stieß sie recht unsanft gegen den Schlüsselblumenberg, der unweit von Hannes' Heimatdorf sich in die blaue Luft erhebt. Durch den Anprall fiel Hannes von seinem mollig weichen Wolkenstüß und rollte, da er nicht schnell genug auf seine Beine gelangen konnte, den Berg hinab. Erst nahe beim Dorf kam er wieder zum Halten.

Langsam brachte Hannes, bis er seine Kraus durcheinander sendenden Gedanken sammeln konnte, denn ihm taten Kopf und Glieder doch tüchtig weh. Ganz deutlich aber wußte er von dem Sonnenstrahl, an dem er hinaufgeklettert war. Auch die kleine, aufgeplusterte Wolke fand er beim Umschauen wieder, als sie gerade um den Schlüsselblumenberg herumsegeln wollte. Traurig dachte Klein-Hannes an die winzigen Himmelskinder, von denen ihm das eine doch so gut gefallen hatte.

Da erhob er sich, hatte ein wenig feuchte Augen, weil er das Weinen doch nicht unterdrücken konnte, und wollte nun seiner Mutter alles erzählen. Ob die Mutti wohl aufgestanden war?

Auf dem Hofplatz traf Hannes den Vater, der ihn lächelnd bei der Hand nahm. Hannes wollte auch ihm seine Geschichte erzählen. Der Vater aber legte ihm die Hand auf den Mund. Ganz leise sollte er sein. Da trat Hannes denn an Mutters Bett und sah, daß seine Mutti immer noch nicht aufgestanden war. Die Mutti aber streichelte ihrem Hannes über den Kopf und sagte mit einer Stimme, die gar nicht so frisch und lebhaft klang wie gewöhnlich: „Klein-Hannes, sieh mal in das Körbchen hinein!“

Ein kleines Etwas lag darin. Das sah gerade so aus wie das, was Hannes aus dem Himmelswolkenschiff am liebsten gleich mitgenommen hätte. Nur viel größer war es.

„Mutti, Mutti, hast du es aufgefangen, als die Wolke gegen den Schlüsselblumenberg gebumst ist? O Mutti, wie schön! Aber das nächste Mal, wenn du wieder ein Körbchen fertig machst, dann fang' ich das Geschwisterchen auf.“

Charitas

Von Wendeli Erne

Im Wartesaal eines Bahnhofes habe ich ein großes Wandgemälde gesehen: Ein Mann sitzt auf einem Pferd und beugt sich herunter, um seinen Mantel einem am Straßenrande hockenden Bettler zu geben. Ich glaube nicht, daß dies Bild von einem sehr berühmten Maler war. Trotzdem hatte es eine starke Einprägbarkeit, und wenn es vielleicht auch zuerst wunderbar anmutete, dem Heiligen Martin gerade in diesem Raum zu begegnen, so drängte sich doch bald die Feststellung auf, daß dieses Bild gerade hier sehr am Platze war, denn es konnte keinen Zweifel geben, daß die Tat des hl. Martin hier von immer neuen Menschen gesehen wurde; von Menschen vielleicht, denen die tägliche Hektik ihres ausgefüllten Lebens kaum eine Feierstunde der Sammlung schenkte und die nun, zwangsweise untätig, hier im Wartesaal stille sitzen mußten, weil ihr Zug noch nicht fuhr. Und da saß nun der hl. Martin vor ihnen auf seinem Pferd, und in der einfachen Geste, mit der er dem Frierenden seinen Mantel gibt, steckt eine lange, ernste Rede. Er gibt den Mantel hin, den er bei sich hat — er will kein „Problem“ lösen, er verzichtet nicht auf Handlung angesichts des Gedankens, daß er ja nicht alles Leid der Welt lindern kann, er wirbt nicht für irgendeine neue Weltanschauung, sondern er handelt so, wie er angesichts dieser Begegnung handeln kann. Darum erscheint mir die Figur des hl. Martin gerade heute als ein besonders klarer Wegweiser, darum wollte ich zuerst von diesem Bild erzählen, eben weil ich von der Charitas sprechen möchte.

Eines will ich vorausschicken: es ist wahr, daß heute fast alle Menschen mehr oder minder stark kämpfen, das Geld überall knapp ist und auch der einst Sorglose jetzt rechnen lernt. Ich übersehe ferner nicht, daß uns ja schon von allen Seiten das Wort „Helft!“ entgegenläutet. Es soll hier vielmehr der Versuch gemacht werden, an jene Hilfe zu erinnern, die nicht direkt und unbedingt an das Geld gebunden ist.

Wie sehr es heute auf die Hilfsbereitschaft jedes einzelnen ankommt, wissen wir alle; nur schade, daß es oft bei diesem Wissen bleibt! Ein Grund hierfür mag darin liegen, daß eine große Anzahl von Menschen glaubt, ohnmächtig zu sein, weil man die eigenen Möglichkeiten nicht erkennt. Weder Härtherzigkeit noch böser Wille steht in solchen Fällen dahinter, wenn auch heute noch zahllose Menschen angesichts der brennenden Not unserer Zeit ihr gesamtes Interesse und ihre ganze Arbeitskraft dem persönlichen Wohl und Wehe ihrer Familie widmen. Das strenge Motto unserer Tage „Keine Zeit, keine Zeit!“ spielt ganz gewiß auch hier seine große Rolle, und es handelt sich dabei durchaus nicht nur um den äußeren Zeitbegriff. Das Leben verlangt vom einzelnen heute so viel, daß auch die wirklich freien Mußestunden keine eigentliche Atempause mehr bedeuten. Die Sorge spinnt uns ein in Unruhe und Grübeleien, verführt dazu, alle Gedanken immer stärker, immer ausschließlicher um das eigene Ich kreisen zu lassen. Es gehört in der Tat eine besondere Kraftanstrengung dazu, den Ring zu durchbrechen, den Blick wieder weiter zu senden, hinaus in den großen Zusammenhang einer Volksgemeinschaft. Aber mit dieser Gemeinschaft ist auch unser eigenes Geschick unlösbar verbunden. In einer Krise wie der gegenwärtigen helfend und heilend eingzugreifen, ist nicht nur vornehmste Pflicht gegen das eigene Volk, es betrifft ebenso sehr unsere eigene Zukunft und die unserer Nachkommen. Darüber hinaus aber wird die größere Weite unseres Blickes, das nur in der Tat lebendige Erlebnis einer großen Zusammengehörigkeit, zum wichtigen Helffaktor in persönlichem Leid. Sage einem Armen: „Du brauchst mir gar nichts zu schenken, weil du arm bist“, — so wird er seine Armut doppelt schwer empfinden.

Noch heute und überall leben Menschen, die über die Leere ihres Daseins klagen: einsam Alternde, deren tätige Hilfe aus irgendeinem Grund in ihren Familien nicht mehr gebraucht wird; berufstätige, alleinstehende Frauen und Mädchen, die an endlosen, einsamen Abenden hart und verbittert werden vor ihren verlorenen Träumen; Frauen, denen eine Ehe die wirt-

schaftliche Versorgung gebracht hat, aber das Glück einer von Liebe durchglühnten Harmonie schuldig geblieben ist; Eltern, die ihre Kinder wieder hergeben mußten an den Tod; Geschwister, die in blinder Feindseligkeit den Weg zueinander nicht mehr finden — all diesen bringt die Caritas Aufgaben, die sie lösen vom Ich, hilft ihnen in dem Maße, wie sie andern helfen. Wir wollen ruhig zugeben, daß unsere Grenzen heute eng sind, und unsere Möglichkeiten auch; daß der einzelne nicht die reine Erlösung bringen kann, sondern daß sein Tun nur ein Steinchen ist in dem großen Mosaik, das Liebe und Barmherzigkeit zusammenfügen. Je mehr Steinchen aber vorhanden sind, desto größer wird das Mosaik, und von diesem strahlt mehr Glanz und Freude aus als von dem herrlichsten Goldmosaik schöner Kirchen.

Wie sollten wir aber helfen, wenn die Geldmittel beschränkt sind? Ich möchte einige Beispiele bringen; sie sind zahlenmäßig begrenzt und können nur Anreger sein. Jeder einzelne wird sie innerhalb seiner Lebensform ergänzen können.

Eine Familie besitzt eine behagliche Wohnung, die sogar geheizt ist und in der ein Wohnzimmer nicht fehlt, wenn es auch tagsüber wenig benutzt wird. Die Straße hinunter, fünfzehn Minuten entfernt, steht eine Volksschule; viele Kinder sitzen hier auf den Bänken, die sich zu Hause an die sparsam gehütete Herdglut drängen, damit ihnen bei den Schularbeiten die Finger nicht steif frieren, die im engen Heim keinen ruhigen Winkel haben, wo sie lernen können. Sollte es nicht möglich sein, sechs von den bedürftigsten im warmen Wohnzimmer des andern Hauses nachmittags zwei ruhige Arbeitsstunden zu verschaffen? Zu wenig getan? Also lieber gar nichts, wenn man nicht viel tun kann?

Oder: Ein kleiner Haushalt. Jede Hausfrau weiß, daß man schlecht für zwei Personen einteilen kann. Immer wieder bleibt ein Teller Suppe, ein Rest Brot übrig, und nicht immer ist der reisende Handwerksbursche zur rechten Zeit vor der Tür. Noch heute schimmeln Reste in Speisekammern von allzu tüchtigen Hausfrauen, noch heute wird sauer gewordenes Essen weggeschüttet.

Das gibt es nicht mehr? Glauben Sie es mir ruhig — das gibt es noch. Könnte hier nicht mit etwas Mühe das unterernährte Kind gefunden werden, die kümmerlich sich durchschlagende Kleinrentnerin, die das übriggebliebene Essen isst, solange es noch gut ist?

Oder: Ledige Tanten und Onkel, die gern alle Zärtlichkeits- und Fürsorgebedürfnisse auf Nissen und Nichten übertragen; das ist natürlich und richtig. Aber wenn diese kleinen Nissen in

einem wohlversorgten Elternhaus leben, gut gekleidet, gut genährt — wäre es nicht gerechter, das für „Mitbringel“ ausgegebene Geld denen zukommen zu lassen, die ihren Hunger nicht stillen? Es wäre auch eine erzieherische Tat an diesen Nissen, wenn man ihnen sagte: „Sieh mal, ich kaufe dir heute keine Schokolade, weil zu viele Kinder Brot brauchen.“

Wenn man von Caritas spricht, wird immer wieder ein Einwand gebracht: „Ja, wenn man nur wüßte, wem man helfen soll, und es kommt doch immer an den Unrechten.“

Die immer steigende Einwohnerzahl der großen Städte hat es tatsächlich mit sich gebracht, daß die Menschen nur noch wenig voneinander wissen, daß Haus an Haus der Übersatte neben dem Hungerigen wohnt, ohne daß sie mehr voneinander kennen als den Namen auf dem Türschild. Aber trotzdem kann jeder, der nur ernsthaft will, die Menschen finden, denen gerade er helfen kann. Schule, Geistlichkeit, Fürsorgeämter — zahllos sind die Stellen, wo man genaue Auskunft erhalten kann. Und was das zweite Bedenken anbelangt — ich meine, es ist weit besser, man gibt dreimal dem Unrechten als einmal dem Rechten nicht.

Nun möchte ich noch von den Menschen sprechen, die persönliche Caritas ablehnen, weil sie nie damit fertig werden, sich geistig mit dem „Problem“ auseinanderzusetzen, die gern in großen Forderungen von einer besseren Welt reden, aber von ihrem privaten Leben nicht einen Finger breit opfern für ihre Mitmenschen. Diesen ganz besonders wünsche ich in jede ihrer Wohnungen einen heiligen Martin an die Wand! Der ihnen zeigen sollte, daß die kleinste Tat viel schwerer wiegt als das größte Wort.

Der Winter steht vor der Tür . . . Was auch alles unternommen wird von charitativen Organisationen, welche gewaltige Arbeit bereits geleistet wurde und noch geleistet werden wird, wie stark auch der Zusammenschluß vieler Kräfte einen Damm aufzurichten vermag gegen die große Welle der Vernichtung — auf die Tat jedes einzelnen kann nicht verzichtet werden!

Auf den Dienst am Nächsten verzichten, heißt die Quelle verkennen, aus der auch unser persönlichster Kampf immer neuen Zuflut erhält. Ein altes Bild hat volle Gültigkeit: Wenn die Reisenden eines auf Fels gerannten Schiffes in Panik gegeneinander toben, jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht, anstatt gemeinsam das hereinflutende Wasser zu bekämpfen, ist der allgemeine Untergang gewiß.

Helfen, wo wir nur können und wie wir nur können — das ist jetzt die Parole!

Ein Blumentopf spielt Schicksal

Eine kleine Weihnachtsgeschichte von Walter v. Dreesen

Er fror mit zwei Kameraden auf dem kleinen Balkon, am Rande gegen die eisernen Stangen geschoben, etwas Schnee lag in ihm und machte die Sache auch nicht wärmer.

Zuerst hoffte er auf die Tür.

Aber die Scheiben darin blieben dunkel, es war niemand zu Hause in dem Zimmer, der Herr, der manchmal morgens herausieht, feiert vermutlich bei Verwandten Weihnachten, und die dicke Dame, die ihm das Zimmer vermietet hat, sitzt hinten in der Küche und liest einen Kriminalroman, für Weihnachten hat sie nichts übrig, weil ihr niemand etwas schenkt.

Resigniert sah der Blumentopf über die Straße nach einem Fenster, das gerade erleuchtet wurde. Ein Schatten wanderte hin und her, geschäftig, mit Unterbrechungen, einige Male blieb er sinnend stehen und eilte dann weiter, beschwingt, aber allein.

Der Blumentopf kannte den Schatten. Das Fräulein sieht morgens einmal aus dem Fenster, im Sommer sitzt sie abends meistens auf ihrem Balkon, der neben dem Fenster liegt und eine schmale Tür zum Zimmer hat, das Fräulein liest, und einmal hat sie auch herüber gesehen. Der Herr saß dann hier auf seinem Balkon und grüßte zurückhaltend, höflich.

Weiter wurde es mit den beiden nichts.

Wenn er morgens fortging, war sie schon lange weg, und abends war er noch nicht da, wenn sie kam.

Außerdem hatte er viel zu tun und arbeitete noch an seinem Tisch, konnte sich also nicht so häufig darum kümmern, ob das Fräulein herüberblickte.

Das Fräulein kam plötzlich durch die schmale Tür auf ihren Balkon hinaus und sah aufmerksam herüber.

Sie hielt eine kleine Lanne in der Hand und machte gleich ein enttäuschtes Gesicht, wie sie das dunkle Fenster gegenüber entdeckte.

Aber in dieser Nacht ging es ein bißchen anders zu wie gewöhnlich, gerade wie sie frierend ins Zimmer zurückwollte, wurde hier über dem Blumentopf das Fenster hell, und der Herr trat an die Scheibe, noch mit Hut und Mantel, er wollte die Vorhänge schließen. Sein Gesicht war ziemlich müde und dazu noch etwas traurig.

Er sah gleich das Fräulein und wollte sich schnell wieder zurückziehen, weil es ihm peinlich war, daß sie merken konnte, er ist Weihnachten allein.

Aber sie winkte mit beiden Armen und er mußte, höflich wie er ist, die Balkontür öffnen und an die Brüstung treten.

Es war ganz still in der Straße, in ein paar Fenstern konnte man schon die Kerzen brennen sehen; leise und milde fing es zu schneien an.

Das Fräulein rief: „Haben Sie vielleicht einen Blumentopf?“

Er sah herab und nickte dann eifrig.

Das Fräulein lächelte: „Können Sie mir einen leihen, mein Tannenbaum hat keinen Fuß.“

Er nickte wieder und hob die Löpfe auf, um sie ihr zu zeigen.

„Ich feiere nämlich ganz allein Weihnachten“, rief das Fräulein noch, obwohl das ganz unnütze Worte waren, „darf ich ihn mir holen?“

Er wehrte energisch ab: „Nein, ich bringe ihn an Ihre Haustür, es ist kalt und schneit.“

Sie lächelte wieder, denn sie standen schon beide die ganze

Zeit in der Kälte, und auf ihren Schultern lagen glitzernd die Kristalle.

Dann gingen beide eilig in ihre Zimmer zurück.

Der Herr verließ es und ging gleich darauf über die Straße zu dem Haus des Fräuleins.

Sie kam auch sofort aus der Tür, und es gab erst ein längeres Gespräch.

Sie lachten beide ein wenig verlegen, schoben dann aber das Gezwungene einfach beiseite und verschwanden beide in der Haustür.

Dann sah man zwei Schatten sitzen, in respektabler Entfernung voneinander, nach einer Weile flammte ein Streichholz auf, und dann strahlte auch bald aus dem Fenster der stille, gütige Kerzenschimmer.

Die Spielzeugtruppen erstürmen die Stadt



Vor Weihnachten in der letzten Nacht,
Eh' das Christkind kam mit dem Weihnachts-
baum,
Ist plötzlich der Klaus im Bettchen erwacht,
Mitten aus einem schönen Traum:

Durchs Fenster kam es wie Glockenklang,
Und leise Musik drang dazu herein,
Der Klaus neugierig ans Fenster sprang
Und dachte: Was mag denn da draußen sein?

Und die Straße lag im Mondschein da,
Und am Himmel glitzerte Stern an Stern,
Und unten — kaum glaubte Klaus, was er sah, —
Da zog es heran von nah und fern.

* * *

Zeichnung von Schäfer-Ast

Mit dem Tutehorn schritt ein Posaunenmann
Winkend voran dem seltsamen Zug,
Und ein offenes Auto folgte dann,
Das den Weihnachtsmann mit dem Tannen-
baum trug.

In hellen Scharen zog es vorbei:
Puppen und Puppen mit Tanz und Spiel,
Dann Zinnsoldaten zu zwei und zwei
Und Hampelmänner, wer weiß wie viel!

Nun kamen Reiter in scharfem Trab;
Auf Schaukelpferden ritten die;
Dann sprangen von den Dächern herab
Teddybären und allerlei Vieh.

Und Affen turnten von Dach zu Dach,
Und Katzen schrien von oben Miau,
Und Hunde jagten den Katzen nach
Und verfolgten sie mit lautem Wauwau;

Und Fußbälle sprangen die Straße entlang,
Und Roller rollten mit lautem Bequiak, —
Und so ging es Stunden und Stunden lang
Mit Jubel und Trubel, mit Sang und Musik.

Und der Weihnachtsmann winkte straßab und
straßauf:

„Das ganze Spielzeug will hier herein!
Die Fenster auf und die Türen auf!
Wir woll'n mit den Kindern lustig sein!“

Als am Morgen Klaus in dem Bettchen saß,
Da lachte er lustig und aufgeräumt:
„O Mutter, das war ein herrlicher Spaß!
Lauter Weihnachten hab' ich geträumt“

* * *

Verse von Johannes Schürmann

Vorschläge, wie man den Weihnachtsstoff verarbeiten kann



*

K 22 160. Wirkungsvolles Abendkleid mit
schickem pelzbesetztem Jäckchen, das auch für
sich gearbeitet werden kann
Zeichnungen von Eva Schönberg



Elegantes Abendkleid aus Vistra-Webspitze
Modell: Assy Oehm, Berlin. Aufn. Yva.

Links: K 6497. Elegantes Theater- oder Nach-
mittagskleid mit Säumhengarnierung und weißer
Garnitur mit Biesenschmuck. Aufn. Winterfeld

Unten: Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe
accordeau mit weißer Piquégarnitur
Modell: MaB-Salon Kadewe. Aufn. Becker & Maass



Beyer - Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen



K 39 178. Elegantes Tagesendkleid aus Samt mit kurzen Überärmeln und neuartig drapiertem Kragen



K 28 891. Jugendlich und schlicht wirkt das elegante Abendkleid aus lichtblauem, in sich gestreiftem Seidenstoff. Ein großer Tuff abgeschatteter Parmaveilchen bildet den wirkungsvollen Schmuck
Aufn. Joel Feder

K 39 217. Apartes Prinzeßkleid aus weicher Seide mit einseitigem amüsantem Hermelinkragen

K 39 229. Schwarz-weiß-Kombination für das aparte Nachmittagskleid aus Crêpe-marocain oder Crêpe-Satin

Links: **K 6496.** Schwarzes Nachmittagskleid im Directoirestil mit zartfarbiger Seidenpiquegarnitur. Aufn. Winterfeld



Vom Weihnachtsbüchertisch

Sturm über Land

Roman von Erwin H. Rainalter

Osterreichisches Landvolk greift zur Selbsthilfe. Unter Führung eines der Ihrigen, der aus dem ganzen Holze der echten Volkshelden geschnitzt ist, rotten sich die Bauern von St. Egid in offenem Aufruhr zusammen, um unbilliger und sinnloser Zwangsversteigerung tätlichen Widerstand zu leisten. Dabei findet ihr Führer den Heldenod. Der Roman, ein Meisterwerk von eindrucksvoller Geschlossenheit und volkstümlicher Tragik, ist ein erschütterndes Zeitbild vom Krieg im Frieden, ein Notschrei deutscher Menschheit.
L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Die Heimkehr des Andreas Loschner

Roman von Bruno Hanns Wittek

Wer die bisherigen Arbeiten Bruno Hanns Witteks — vornehmlich aber seinen Roman von der Bauernbefreiung im Jahre 1848 „Sturm über Acker“ — kennt, weiß, daß sein Erzählertum vor allen anderen durch das Erlebnis der schlesischen Landschaft und ihres Volkstums bestimmt ist. Im gleichen Sinn erhält sein neues Buch, das einen Bauernhof samt seiner Besitzerin in die bedenkenlose Faust eines rohen Hochstaplers geraten läßt und dann in langsame Entwirrung der Verstrickung bis zur Heimkehr des kriegsverschollenen Sohnes führt, seine besonderen Umrisse und Farben aus der schlichten, unaufdringlichen Verbundenheit mit der ostdeutschen Erde: der Leser, der selbst aus Schlesien stammt, wird sich diesem warmerherzigen Bekenntnis zur Heimat kaum versagen.
Verlag Adolf Luser, Wien und Leipzig

Schmerzliches Arkadien

Von Peter Mendelssohn

In einem Erziehungsheim am Bodensee erlebt der junge Deutsch-Argentinier Vincent, dem Deutschland in Südamerika ein sehr ferner Begriff war, den Durchbruch seiner Liebe zur Heimat des Vaters und gleichzeitig das Erwachen seiner Liebe zu einem Mädchen. Das zweite Erlebnis geht unglücklich aus, das erste bedeutet für ihn Genesung. Peter Mendelssohn erzählt diese Begebenheiten auf eine sehr reizvolle romantische Art, wenn er auch mitunter literatenhafter wird als notwendig ist. Es gehört immerhin Mut dazu, heute eine unrealistische Jugendgeschichte zu schreiben und ein Erziehungsheim am Bodensee zu einem Eichendorfschen Schloß Durande zu machen.
Universitäts-Verlag, Berlin

Deutscher im Osten

Roman von Theodor Heinrich Mayer

In der Reihe der dem Auslandsdeutschum gewidmeten Bücher schließt der vorliegende Roman eine bisher noch offene Lücke. In farbiger Ausdrucksform versteht es der Autor, die Landschaft Siebenbürgens darzustellen, lebendig und plastisch heben sich die einzelnen Volksstämme, Deutsche, Rumänen und Ungarn, gegeneinander ab. Der Held des Romans, Stefan Roth, Lehrer an einem Gymnasium, versucht mit der damals noch neuen Lehre Pestalozzis den Kampf für den Geist, die Freiheit und das Recht seiner deutschen Stammesbrüder zu führen. 1849 richteten die Ungarn den deutschen Kämpfer hin. Anschaulich ersteht in diesem Buche der Charakter eines deutschen Mannes, und geschickt ist sein Schicksal in die historischen Geschehnisse hineinkomponiert.
L. Staackmann Verlag, Leipzig

Geschichten vom Großvater Ledderhose

Von Karl Hesselbacher

Mit prächtiger Laune und farbenfroher hat der Enkel nach den Erzählungen seines Großvaters den äußerlich nicht ungewöhnlichen Lebenslauf eines Schwarzwaldparrers vor hundert Jahren geschildert. Karl Friedrich Ledderhose, ein Mannheimer Kind, ist der Sohn eines Drechslermeisters. Der Staatsrat von Kotzebue verschafft ihm eine Freistelle auf dem Gymnasium, an welchem der „rheinische Hausfreund“ Johann Peter Hebel als Prälat der badischen Landeskirche die Primaner inspiziert. Alt-Heidelberg mit Herzens- und Freundeserlebnissen, frommem Sektierertum und kirchlicher Gelehrsamkeit ist die Nährmutter des Theologen. Mit den Erlebnissen des Pfarrers im Revolutionsjahr 1848 schließen die Geschichten, die vom geistigen Deutschland zeugen und durch ihre Mannhaftigkeit und Lauterkeit ergreifen.
Verlag Eugen Salzer, Heilbronn

Tiere und Menschen

Von Maximilian Böttcher

Maximilian Böttcher schenkt uns in seinem neuen, reifen Buche Geschichten von Tieren und Menschen „aus sechs Jahrzehnten starken und frohen Lebens“, Geschichten, die von seiner wahren und tiefen Liebe zur Kreatur das schönste Zeugnis ablegen. Sind manche Szenen, wie der atemberaubende Kampf zweier Könige des Waldes, die Pirsch auf einen der seltenen weißen Schaulfer und die Begegnung mit einem angeschossenen „Bassen“ mit dramatischer Spannung geladen, so erweist sich Böttcher als unübertrefflicher Schilderer da, wo er den ganzen Zauber unseres deutschen Waldes vor uns erstehen läßt. Der Leser glaubt den herben Duft des Herbstes zu spüren und im Morgengrauen das Erwachen der Natur selbst zu erleben. Daß auch der Humor zu seinem Recht kommt, versteht sich bei dem Buch eines so leidenschaftlichen Jägers von selbst. Eine Reihe schöner Bilder ergänzt den Text aufs glücklichste.
Verlag Tradition Wilhelm Kolk, Berlin

Mit Byrd zum Südpol

Von Paul Siple

Ein richtiges Jungensbuch, so ganz das, was der Verlag sich unter seiner Serie „Was Jungens erzählen“ vorgestellt hat. Denn der Erzähler ist selbst ein Junge, ein amerikanischer Pfadfinder, der als vollwertiges Glied der Arbeitsgemeinschaft von Admiral Byrd auf seine Südpolexpedition mitgenommen wurde. Wie müssen ihm da die jungen Herzen zufliegen, ja wie mag er von manchem seiner Altersgenossen beneidet werden, auch um die harten Arbeiten und entmutigenden Strapazen! Aber schwerer wiegt die Kameradschaft mit so mutigen und ausgezeichneten Männern. Das Buch, frisch hingeplaudert, zeugt von einer für Siples Jahre erstaunlichen Pflichttreue, die ihm auch Byrd selbst, sein großes, unmittelbares Vorbild, in seinem Vorwort bewundernd bestätigt. Die Übersetzung Felix Berans ist zu loben.
Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig

Feuerzauber

Ein Wagner-Roman von Max Kronberg

Dem Gedenken des 50. Todestages Richard Wagners gewidmet. In gedrängter Fülle spiegelt der Roman das reichbewegte Leben des Meisters wieder, seinen heroischen Kampf mit allen Widerwärtigkeiten und den endgültigen Sieg über alle Neider, Zweifler und Kleingläubigen. Krönung ist die Bayreuther Schaffenszeit, der traurige Schlußakkord die letzten Lebensstage in Venedig. Ein Werk, das durch die Größe des Geschehens und die lebendige Art der Darstellung gefangen nimmt und für die geschrieben ist, die sich an der Musik Richard Wagners erbauen und dem Erneuerer deutscher Opernkunst aus innerstem Herzen Dank spenden.
Verlag Koehler & Amelang, Leipzig

Verlassene Frauen

Von Paul Elbogen

Wir kennen sie alle, die großen Liebenden der Vergangenheit, die Kette schöner und geistvoller Frauen: Goethes Lilli und Friederike, Lasalles Helene, Napoleons Josephine und Hebbels Elise. Wie in seinen früheren Werken „Liebste Mutter“, „Geliebter Sohn“ und „Lieber Vater“, hat Elbogen auch in diesem neuen Buch mit feinem Verständnis jenen unsichtbaren Fäden nachgespürt, die Mann und Frau erst glücklichst aneinanderbinden und dann von einer unerforschlichen Macht grausam zerrissen werden. Allen diesen Frauen, denen ein Fürst, ein Feldherr oder ein Dichter entscheidend begegnete, schlug unerbittlich die Stunde, in der sie die Besonderheit und Auszeichnung ihres Schicksals mit der Trennung vom geliebten Manne bezahlen oder durch freiwilligen Tod ausgleichen mußten. Was hier von der Vergangenheit gesagt wird, gilt auch heute noch: das Geheimnis der innigsten Verbundenheit zweier Menschen bleibt sich immer gleich.
Ernst Rowohlt Verlag, Berlin

Einsame Weltreise

Von Alma M. Karlin

Eine Frau reist um die Welt; ganz allein, ohne alle Geldmittel schlägt sie sich durch im Reich der Inkas und im Fernen Osten. Ihr einziger Schatz sind ihre Sprachkenntnisse (sie spricht nicht weniger als zehn Sprachen) und ihr ungebrochener Lebensmut, der sie bereit sein läßt zu den schwersten körperlichen Arbeiten. Gezwungen, meist in den untersten Volksschichten zu leben, lernt sie das wahre Gesicht des Volkes kennen. So gibt sie uns ein Buch, das naturhaft nah ist und das aus einer großen Menschlichkeit heraus das Leben, den Glauben und die Nöte ferner Völker schildert. Dazu ist es mit einer Reihe schöner Photos ausgestattet.
Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W.

Das Meisterwerk der Küche

Von Frau F. Nietlispach

Wie oft grübelt die Hausfrau verzweifelt nach, wie sie bei festlichen Anlässen eine neue und erfolgreiche Probe ihrer Kunst ablegen kann; sie sucht krampfhaft nach Anregungen, aber das von der Großmutter ererbte alte Kochbuch will keinen rechten Aufschluß mehr geben. Nicht nur dann, sondern tagtäglich sollte sie dies „Meisterwerk der Küche“ zur Hand nehmen, das mit seinen zahllosen Rezepten, Ratschlägen und Anregungen auf jedem Gebiet ein klassisches Werk der hohen Schule der Kochkunst darstellt. Über 3000 Rezepte mit 115 Abbildungen der wichtigsten Handgriffe, 210 naturgetreue Abbildungen nach farbenphotographisch getreuen und verlockenden Aufnahmen, sind eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung in allen kulinarischen Fragen. Gleichzeitig verstand es die Verfasserin in vorbildlicher Weise, der üblichen Rohkost- und Diätküche ihre Monotonie zu rauben und in diesen Ernährungsmethoden neue Wege zu weisen. Erwähnt seien noch die Abschnitte über Speisenzusammensetzungen, Tafelausschmückung, Servieren und die gesundheitlichen Winke. Das Werk bedeutet eine einmalige Anschaffung, die man niemals bereut.
Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin

Sparsam, Kurz und Gut

Von Herma Weichert

Dieses kleine Bändchen stellt ein vollkommenes, reichhaltiges Kochbuch dar, in dem mit wenig Zeit und noch weniger Geld das Meistmögliche erreicht werden soll. Der Junggeselle und die berufstätige Frau — mag sie nun verheiratet sein oder nicht —, die beide das Kochen nicht als Wissenschaft betreiben können, finden in kurzer und humorvoller Form die nötige Anleitung, aus der gleichzeitig ungefahr der Kostenpunkt ersichtlich ist. Wer sich als Junggeselle jahrelang Eier in der Pfanne gebraten hat, wird von dem Büchlein und seinen Anregungen begeistert sein.
Verlag Ernst Reinhardt, München

1200 Antworten auf 1200 Fragen.

Ratgeber für Haushalt und Küche

Von Frida Baumgarten

Im Leben jeder Hausfrau gibt es Situationen, wo ein erprobter guter Rat teuer ist: Der Fleck im neuen Kleid, die zerbrochene wertvolle Vase, eine verschluckte Fischgräte, häßliche Warzen, ein schadhafter Gasschlauch — gegen alle vorkommenden Mißlichkeiten gibt es in diesem Büchlein ein Mittel. Ein Schlagwortverzeichnis ermöglicht übersichtliches und rasches Zurechtfinden.
Verlag von Wilhelm Köhler, Minden i. W.

Politische Schriften

Gesammelte Aufsätze von Oswald Spengler

Ogleich sich das starre Selbstgefühl, mit dem Oswald Spengler seinen Mitbürgern zu begegnen liebt, von Jahr zu Jahr mehr versteift, birgt auch diese Schriftenreihe wieder den faszinierenden Reiz einer großen Vision: Neben den bekannten und bewährten Arbeiten „Preußentum und Sozialismus“, „Politische Pflichten der deutschen Jugend“, „Neubau des deutschen Reichs“, bringt der neue Band vier bisher nur in Sonderdrucken veröffentlichte Vorträge, die sich mit dem „Doppelantlitz Rußlands“, mit „Neuen Formen der Weltpolitik“, mit dem „Verhältnis von Wirtschaft und Steuerpolitik“ und schließlich mit „Weltwirtschaft und Weltpolitik“ beschäftigen. Ein besonderes, neu geschriebenes Vorwort verweist auf die innere Verbundenheit der einzelnen Aufsätze.
Verlag C. H. Beck, München

Hansa Welt-Atlas

Bearbeitet von Prof. Dr. Muris und Otto Wand

Aus dem Bestreben heraus, großen Volksschichten einen benutzbaren und doch billigen Atlas zu geben, ist hier ein Kartenwerk entstanden, das 63 vollständig neu gezeichnete Blätter und mehr als 50 Diagramme samt ausführlichem Text enthält und mit Statistiken aufwartet. Man braucht das Unternehmen kaum zu empfehlen — es empfiehlt sich selbst!
Verlag Neufeld & Henius, Berlin

Letzte Reife

Eine Auswahl schweizerischer Novellen

Bezeichnende Proben aus dem Erzählertum der heutigen Schweiz vermittelt dieser Band. Er macht den Lesenden mit einer scharf umrissenen Novelle Jakob Bossharts, einer in Tagebuchform geführten Erzählung Lisa Wengers und einer zartgebauten Aufzeichnung Hermann Hesses bekannt, um ihm schließlich (neben klugen und ausgewogenen Arbeiten von Felix Moeschlin, Dorette Hanhart und Jakob Schaffner) eine klar und ruhig gezeichnete Geschichte Ernst Zahns vorzustellen, die von dem Verhängnis berichtet, das die gradlinige Redlichkeit des Fischers Simon dunkel bedroht. Schon um dieser Novelle willen wäre das Buch lesenswert! Verlag Orell Füssli, Zürich und Leipzig

Eine Insel mitten im Meer

Roman von Alice Gruner

Von jener Welt gebannt, die Knut Hamsun im nordischen Lebensraum schuf, hat hier eine junge Bremerin versucht, ihr eigenes Erzählen an dem beispielhaften Vorbild zu schulen — der Roman, mit dem sie sich vorstellt, lebt von dem Antrieb, das schwerblütige Dasein einer einsamen Rasse meernaher Menschen zu erhaschen, ihre Schicksale großflächig zu entrollen und ihre verhaltenen Leidenschaften in den strengen Umrissen einer Landschaft zu spiegeln, die abseitig und abgeschlossen auf ihr Vorrecht hält, eine Fischerinsel zu sein. Daß es Alice Gruner gelang, Gestalten von so kräftiger und straffer Prägung zu zeichnen, wie sie in den Anlitzten des Inselpfarrers Jordan oder des Insellehrers Priehl sichtbar wird, zeugt für den Arbeitswert ihres versprechenden Schriftstellertums.

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien

Bibelland

Von Ingeborg Maria Sack

Was Ingeborg Maria Sack uns vom Libanon, von Nazareth, von See Genezareth, von der Königsstadt Jerusalem, von Bethlehem und von der Kapelle am Heiligen Grabe zu sagen weiß, wird zum religiösen Erlebnis eines dichterisch empfindenden Menschen. Bei ihrer Schilderung ersteht die große, heilige Vergangenheit dieses Landes vor dem Leser, um ihn aufs neue stark und zu innerst zu berühren. Die Übertragung von Pauline Klaiber-Gottschau ist gut.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Was die deutschen Kinder singen

Diese neue Ausgabe der beliebten Blütenlese der heimatlichen Kinderlieder kommt als 50. Jubiläumsausgabe heraus und ist von H. Martens textlich und L. Windsperger im Klaviersatz nach neuen Gesichtspunkten bearbeitet, ohne daß die Autoren sich etwa in Verstiegenheiten verlören. Alles geht natürlich vor sich, dem kindlichen Gemüt angepaßt; und es ist erfreulich, in dem Band auch wieder Kunstliedern zu begegnen, die zu Volksliedern geworden sind.

Verlag B. Schotts Söhne, Mainz

Kalender für das neue Jahr

Jetzt, wo das alte Jahr Abschied nimmt und das neue sich hoffnungsvoll ankündigt, da man Abrechnung mit dem vergangenen hält, neue Pläne für das heraufdämmernde Jaß und aus Erwartung und Vorsatz ein wenig in die Zukunft hineinpfuschen möchte, da taucht als ebenso regelmäßiger wie pünktlicher Gast der neue Kalender in unserem Leben auf. Er hat ein neues Kleid angezogen, und doch begrüßt man ihn als alten Bekannten. Als „Garten-

laube-Kalender“ hat er unsere Lesern schon vor einigen Wochen hier seine erste Aufwartung gemacht und wenigstens als der Vertreter eines vertrauten Hauses seine Empfehlungskarte unter Hinweis auf bewährte Treue und neue reiche Gaben in „bekannter Güte“ hinterlassen. Ist er inzwischen noch nicht selbst bei Ihnen eingetroffen, so ist es jetzt die höchste Zeit, um ihn zu erinnern.

Inzwischen haben sich auch die Kalender, die uns alljährlich von anderer Seite zugesandt werden, in Fülle bei uns angesammelt. Dabei machen wir die Beobachtung, daß die ältere Form, das eigentliche Kalenderbuch, von Jahr zu Jahr dem Abreißkalender Platz macht, der aus einem Block einzelner Blätter besteht, von dem täglich oder in gewissen Zwischenräumen die meist sehr hübsch illustrierten Bilder abgerissen werden, wie auch in unserem kurzfristigen Tagesleben ein Blatt nach dem anderen verbraucht wird. Von den Buchausgaben sind verhältnismäßig wenige übriggeblieben. Als alte gute Bekannte begrüßen wir die Veröffentlichungen aus dem Verlag Wilhelm Köhler in Minden i. W., nämlich den *Flotten-Kalender*, den *Kolonial-Kalender* und den *Deutschen Kalender*, alle drei gute Auskunftsquellen auf ihren Sondergebieten. Ihnen schließt sich der *Deutsche Reichsbahn-Kalender* aus dem Konkordia-Verlag in Leipzig würdig an. Auch der Wilhelm Limpert-Verlag in Dresden hat eine ganze Reihe kleiner und wohlfeiler Kalender-Büchlein herausgegeben, von denen wir „Kasperle“, „Bunter Kranz“, „Guckkästlein“, „Jungborn“ und „Lebensborn“ hervorheben. Derselbe Verlag bringt aber auch wieder eine Anzahl stattlicher Abreißkalender: „Das schöne Deutschland“, „Limperts Wander-Kalender“, den „Deutschen Tierschutz-Kalender“, den „Tier- und Pflanzen-Bildkalender“ und den „Deutschen Luftfahrt-Kalender“. Reiche Auswahl aus den Einzelgebieten der Kunst, Technik und des Sports, der Literatur und der Naturpflege sendet wieder der vielseitige Verlag von W. Spemann in Stuttgart, jeden einzelnen Kalender mit hübschen Ansichtspostkarten aus seinem Sondergebiet: den „Kunst-Kalender“, den „Literatur-Kalender“, den „Wander-Kalender“, den „Graf-Zeppelein-Kalender“, den „Musik-Kalender“, den „Alpen-Kalender“, den „Foto-Kalender“, den „Natur-Kalender“ und den „Frauen-Kalender“. Buch-Kalender und Abreiß-Kalender hat in origineller Aufmachung die Franckh'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart kombiniert: Man reißt die einzelnen Blätter von „Deutschland heute und gestern“ nicht ab, sondern schneidet am Ende des Jahres nur einen Rand ab und behält dann ein schönes Bilderalbum eines in jedem Jahre wechselnden Gebietes von Deutschland — für 1933 Ost- und Westpreußen —, und das ergibt auf die Dauer ein Bilderwerk des gesamten deutschen Vaterlandes. — Der Verlag Otto Beyer in Leipzig widmet der Frauenwelt seinen hübschen Bildkalender „Frauenschaftern und Frauenleben“. An denselben Leserkreis wendet sich „Was klicke ich heute?“ aus dem Verlage von Ernst Reinhardt in München. Bei Carl Gerber in München sind wie alljährlich der beliebte „Bayern-Kalender“ und der „Deutsche Kalender“ erschienen. Von Trowitzsch und Sohn in Frankfurt (Oder) erhalten wir wieder „Werden und Wachsen“, vom Deutschen Verlagshaus in Dresden den „Silhouetten-Kalender“, von F. A. Ackermanns Kunstverlag G. m. b. H. in München Paul Heys Kunstkalender „Deutsche Heimat“, und von Berger in Dresden den „Goethe-Schiller-Kalender“. Eine ausgesprochen persönliche Note zeichnet den geschmackvollen „Elfriede-Lindner-Kalender“ aus dem Selbstverlag von Elfriede Lindner in Bautzen aus. Der „Athenaion-Kalender: Kultur und Natur“ im Verlag der Athenaion-Verlagsgesellschaft m. b. H. in Potsdam bilde den würdigen Abschluß unserer diesjährigen Kalender-Übersicht.

25 Jahre Chlorodont

An frohen Festtagen — besonders beim Weihnachtsfest

sind Kuchen und Süßigkeiten vieler Art bei Erwachsenen und Kindern ein üblicher Genuß. Leider werden dabei nur zu oft die Einwirkungen des Zuckers auf die Zähne nicht beachtet. Doppelt angebracht ist daher die Mahnung: „Achtet auf sorgfältige Zahnpflege, reinigt die Zähne mit der hochwertigen und im Geschmack so vorzüglichen Chlorodont-Zahnpaste!“ Man sollte wirklich die kleine Mühe nicht scheuen und sich noch abends, kurz vor dem Zubettgehen, die Zähne mit der beliebten Chlorodont-Zahnpaste gründlich reinigen und den Mund mit Chlorodont-Mundwasser spülen. Auf diese Weise kann man die frohen Tage genießen, ruht mit dem köstlichen Gefühl der Frische aus und erhält sich die schönen weißen und gesunden Zähne. Chlorodont ist die Zahnpaste von höchster Qualität, sparsam im Verbrauch.

Zahnpaste

Tube 50 Pf., große Tube 80 Pf.

Mundwasser

hochkonzentriert

Zahnbürsten

Bürste 90 Pf., Kinderbürste 54 Pf.

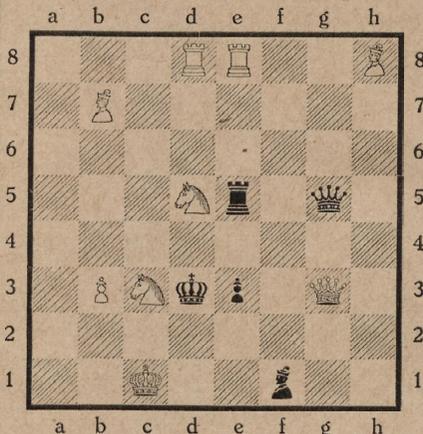
Ein Gedenktag

Außer den verschiedenen bedeutungsvollen Gedenktagen dieses Jahres 1932, die die „Gartenlaube“ mit aller Welt gemeinsam gefeiert hat, begeht sie noch ein Jubiläum, das in erster Linie ihren Leserkreis angeht: es ist jetzt gerade ein halbes Jahrhundert her, daß in ihren Spalten „Der Krieg um die Haube“, die erste der reizenden und eigenartigen kulturgeschichtlichen Erzählungen Stefanie Keyfers erschien und die damaligen Leser entzückte. Nach diesem Erfolg wurde sie eine treue Mitarbeiterin der „Gartenlaube“, und nacheinander erschienen, um nur einige Titel zu nennen, „Glockenstimmen“, „Deutsche Art, treu gewahrt“, „Das Los des Schönen“, „Der Sturm im Wasserglase“, von den zahlreichen Freunden der Verfasserin immer freudig begrüßt und mit Spannung gelesen. Diese Erzählungen beruhen alle auf sorgfältigen und gründlichen geschichtlichen Studien, dazu kam ein ungewöhnliches Erzählertalent und eine große Gestaltungsgabe, so daß immer ein Stück deutscher Vergangenheit durch und durch in seinen großen und kleinen Zügen lebendig wurde, gleichviel, ob Stefanie Keyfer das Jahrhundert der Reformation oder das des großen Krieges, die Tage der Minnesänger oder die Wertherzeit heraufbeschwor, ob sie den Leser in ein Bürgerhaus oder an einen der kleinen thüringischen Höfe führte. Und immer war die Darstellung so, daß warme Liebe und Teilnahme für das Sinnen und Tun unserer Völker und Verständnis für die „deutsche Art“ geweckt wurden. Der feinste Reiz dieser Romane lag aber vielleicht in dem, was Stefanie Keyfer aus ihrem eigensten Wesen hineingab an reifer Lebensweisheit, an mildem Humor, an Herzenswärme und echter Frauengüte.

Nun schlafen diese Geschichten in den alten Jahrgängen der „Gartenlaube“, und soweit sie in Buchform erschienen waren, sind sie auch völlig vergriffen. Das ist schade, denn wenn man die Probe macht, kann man feststellen, daß sie auch die Menschen und namentlich die Jugend von heute noch stark zu fesseln vermögen. Es ist wohl in unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage keine Aussicht darauf, daß sie durch eine Neuaufgabe wieder zugänglich gemacht werden, aber mancher ältere „Gartenlaube“-Leser läßt sich vielleicht durch diese Zeilen gern daran erinnern und widmet der liebenswürdigen Dichterin, die 1926 in ihrer thüringischen Heimatstadt Sondershausen gestorben ist, einen Augenblick dankbaren Gedenkens.

Das königliche Spiel

Nachdruck verboten
Geleitet von F. Sämisich



Zwei preisgekürnte
Zweizüger
Nr. 471. Aufgabe Nr. 197
W. P. Golubow
(„Schachmaty“).
Weiß: Ke1, Dg3, Td8,
Te8, Lb7, Lh8, Sc3, Sd5,
Bb3 (9).
Schwarz: Kd3, Dg5,
Te5, Lf1, Be3 (5).
Matt in zwei Zügen.

Nr. 472. Aufgabe Nr. 198
E. Sied (Dagens Nyheder).

Weiß: Ke8, Df7, Ta1, Tb1, Ld5, Sa4, Sb8, Be2 (8).
Schwarz: Kb5, Th4, Le2, Le7, Sb3, Ba5, b4, b6, d3, d7, h5 (11).
Matt in zwei Zügen.

Lösungen folgen in der nächsten Nummer.

Lösung des Endspiels Nr. 70 von D. Durac

Weiß: Ka5, Tb5, Bd4 (3). Schwarz: Kd8, Lg6, Be3, f6 (4). Weiß zieht und macht remis. 1. Tb5-b3! e3-e2 2. Tb3-e3 Lg6-h5 3. Ka5-b4 f6-f5 4. Kb4-c3 f5-f4 5. Ke3-d2! f4-e3+ 6. Kd2-e1, und der Nachziehende muß entweder den Verlust seiner Freibauern in Kauf nehmen oder die Fattgebung durch 7. d4-d5 usw. gestatten.

Lösung des Endspiels Nr. 71 von K. M. K. Kubbel

Weiß: Kd6, Ba5, b2 (3). Schwarz: Ke4, Bb5, b6, e4 (4). Weiß zieht und macht remis. 1. a5-a6! e4-e3 2. a6-a7 e3-e2 3. a7-a8 Dame e2-e1 Dame 4. Da8-d5+ Ke4-b4 5. Dd5-d3! Schwarz ist nun in Zugzwang und verliert die Dame auf 5. . . . De1-e1 durch 6. Dd3-a3+ Kb4-e4 7. b2-b3+ nebst Da3xe1, und auf 5. . . . De1-a1 durch 6. Dd3-e3+ Kb4-a4 7. b2-b3+ nebst De3xa1+.



Schade wäre es,
wenn Sie gelungene
Fotos anders als mit
durchsichtigen
Transparol-Ecken
einreihen würden.
Die einzige Foto-Ecke,
die nur Vorteile hat.
Jedes gute
Fachgeschäft führt sie.

Gratismuster und Lieferantennachweis durch den Hersteller:
Hch. Hermann, Papierwarenf., Stuttgart-Wangen 106.

Bei Verstopfung

RM.
1,25

chronischen Verdauungs-
beschwerden, Blähungen u.
Fettsucht verlangen Sie in
der Apotheke aber nur

H.W.M. Kräutertabletten 86

ca
90
Tabl.

vollkommen unschädlich, da
reines Naturprodukt. Best. a.
Pack. ersichtlich.
H. O. Albert Weber, Magdeburg.

10 1/2 versch. garant. echte
Briefmarken, darunt. Sachs.,
Preuß., dtsh. Kolon. u.
versch. and. selt. Länd.
Hoh. Kat.-Wert nur 2,85 u. Porto p.
Nachn. Gr. illustr. Preisl. a. üb. Alb.
grat. Max Herbst, Markenhaus, Hamburg 36 R

EISU Stahl-**Betten** Schlaf-
Holz- zimmer
Polst., Stahlmatr. an jeden Teilzahl.
Kat. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl, Th.



Hensoldt
Feldstecher
als Weihnachtsgeschenk immer
willkommen.

Handlichste Form und über-
ragende Leistung - die Folge
der besonderen Prismen-
konstruktion - machen
speziell die DIALYT-Modelle
besonders wertvoll!
Nähere Auskunft durch Liste
G 53 kostenlos.

M. Hensoldt & Söhne
Optische Werke A. G.
Wetzlar.

Massenfänge

von Fuchs, Marder, Iltis, Fische,
Maulwurf, mit meinen Geheim-
mitteln. **Gifte**
von blitzartiger Wirk-
kung lieferbar. Katalo-
ge und Fang-
geheimnisse kosten-
los. Sie staunen!
Kieferle Randegg 126, Baden.



Cohesin

klebt alles wasserfest

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften



Sogar,
weil
WANDERER
sie baut

„Er hat
meinen
Herzenswunsch erfüllt!“

Ja, das ist nicht nur der Aus-
druck seiner besonderen
Liebe u. Zuneigung, sondern
auch der Beweis, daß er prak-
tisch und modern denkt.
Darum hat er sie mit einer
schmucken Klein-Conti-
nental - in ihrer Lieblings-
farbe lackiert - überrascht!
Verlangen Sie nähere Einzel-
heiten und Druckschrift 904
unverbindlich



Wanderer-Werke A.-G.
Schönau-Chemnitz

Am Spieltisch

Staufgabe Nr. 76

C spielt geknickten Kreuz.

1. Stich: A Pik König, B Pik As, C Kreuz 10.
2. Stich: C Pik Bube, A Kreuz As, B Kreuz Bube.
3. Stich: B Herz König, C Kreuz König, A Herz 9.
4. Stich: C Herz Bube, A Karo 8, B Kreuz 7.

Nunmehr spielt C Karo König aus, A gibt Pik 7. B hat folgende Karten: Herz: 10, Dame, 8. Karo: As, Dame, 7. Aufgabe: Welche Karten hat C noch in der Hand?

Lösung der Staufgabe Nr. 75

A spielt Kreuz As aus und zieht Pik 9 nach. Hat B ebenfalls Pik-Karten, so wird er den zweiten Stich übernehmen und Kreuz nachbringen, so daß A seine Karos abwerfen kann. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß B kontriert hat, weil er kein Pik hält, so daß C auf das dreimal besetzte Pik As fällt. Es wäre ein großer Fehler, Herz anzuspielen, weil nach der Meinung anzunehmen ist, daß C überhaupt keine Herzkarten hat.

Geographisches Silbenrätsel

a — a — alb — ben — bühl — burg — da — da — den —
din — e — ei — en — fel — fels — gen — ger — ha — he —
— ka — kam — kels — kis — länd — lau — mer — na —
o — pa — pol — ran — rau — rend — rhein — schlier —
se — see — see — sin — sit — ster — stub — til — tos — we

Aus vorstehenden 45 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. alte fränkische Stadt, 2. Stadt in Thüringen, 3. See in Oberbayern, 4. Bad in Bayern, 5. Stadt in Pommern, 6. Stadt auf Fünen, 7. Kreidefelsen auf Rügen, 8. italienische Landschaft, 9. deutsches Gebirge, 10. Burg am Rhein, 11. Nordseebad, 12. Ostseebad, 13. Nebenfluß der Elbe, 14. Stadt in Schweden, 15. Teil des schwäbischen Juras, 16. Stadt in Ostpreußen.

an. At. 11

Schütze,
nähre und pflege
die Haut
mit
Eukutol!

Für den Tag und bei normaler, wenig beanspruchter Haut:

Eukutol 3

die nicht fettende Hormon - Schönheitscreme, hauchdünn auftragen und sorgfältig verreiben. Halbe Tube RM. 0.45, ganze Tube RM. 0.90, elegante Glasdose RM. 2.15.

Für die Nacht und als Tagescreme bei trockener, spröder, stark beanspruchter Haut:

Eukutol 6

die fetthaltige Schutz-, Nähr- und Heilcreme, reichlich auf die gut getrocknete Haut auftragen. Große Dose RM. 0.60, kleinere Dose RM. 0.30.

Denken Sie beim Einkauf auch an Trilysin!



Scherben bringen Glück

manchmal aber auch kleine Verletzungen. Dann kommt es darauf an, die Wunde schnell und hygienisch zu schließen, ohne die Bewegungsfreiheit des verletzten Gliedes einzuschränken. Dazu hilft Ihnen der querelastische Schnellverband „Hansaplast elastisch“. In der Querelastizität liegt sein Wert. Die Mullkompressen werden infolge der elastischen Spannung im Pflastergewebe fest auf die Wunde gedrückt, wodurch die Blutung schnell zum Stillstand kommt. Durch die Querelastizität wird ferner ein besonders guter seitlicher Wundverschluss erreicht und außerdem eine Bewegungsfähigkeit des ganzen Verbandes. Also: Immer und überall, in der Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, bei Sport und Spiel und in Ihrem Beruf den einzigen querelastischen Schnellverband:

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Bandagengeschäften schon von 15 Pfg. an.

Hansaplast elastisch
D.R.P.  **SCHNELLVERBAND**

Soeben erschien:

Bô Yin Râ

„Aus meiner Malerwerkstatt“

Gebunden Rm 4.—. Zum ersten Male äußert sich Bô Yin Râ hier über seinen Werdegang als Maler und sein künstlerisches Schaffen. Tiefe beglückende Freude strömt aus diesem interessanten Künstlerbekenntnis. Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

.....und zur nächsten Wäsche:

**Dr. Thompson's
Seifenpulver**



unschädlich, ergiebig,
sparsam im Gebrauch

Zum Bleichen und Klarspülen der Wäsche Seifig. Paket 14 Pfg.

Patience 44

„Der Wandelstern“ (1 Spiel zu 52)

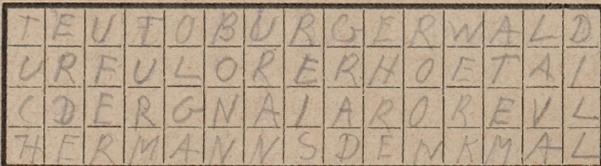
Aufgabe: Absichten eines Päckchens von 7 Karten durch Anlegen.

Ausführung: Vom Block legt man fünf Karten offen in Querreihe aus, die man sich als oberste Karten fünf entliegender Längsreihen denkt; sie sind frei. Freie Karten darf man an andere freie, mit Farbenzwang steigend, fallend, auch wechselnd, anlegen. Sodann zählt man ein verdecktes Päckchen zu sieben Karten ab und legt es verdeckt oberhalb bereit. Anschließend legt man unterhalb der erstausgelegten Karten oder auf deren Freiplatz eine neue Karte fünf offener Karten aus, mit diesen die untere Hälfte der vorigen Karte bedeckend. Nun sind nur noch Karten frei, die nach unten frei sind. Während des Legens einer Karte darf man nicht in die Patience eingreifen; vielmehr erst nach Festlegen der fünften Karte. Vor weiterem Anlegen wendet man die oberste Karte des Päckchens und legt sie in diesem offen wieder auf; sie ist frei. Passt sie, mit Farbenwechsel steigend, fallend usw., an freie Kartenarten, so darf man sie an solche anlegen, anschließend die nächste Päckchenkarte wenden usw. Entsteht in den Längsreihen durch Verbrauch einer solchen ein Freiplatz, so darf man freie Kartenarten, auch die freie Päckchenkarte, auf ihn legen, an diese wieder anlegen usw. Kann man nicht mehr anlegen, so legt man eine neue Karte von fünf Karten aus, wie zuvor usw., bis der Block verbraucht ist. Sobald man die letzte Päckchenkarte anlegen konnte, ist die Patience aufgegangen; spätestens muß dies nach Verbrauch des Blockes möglich sein. 28353

Zwei Kunstwerke

Streichst du das m aus einer Oper fort,
Dann nennt ein Drama die das neue Wort. 16703

Kastenrätsel



a a a a a a, b, c, d d d, e e e e e e e, f, g g, h h, i i, k, l l l l, m m, n n n n, o o o o, r r r r r r r r, s, t t t, u u u u, v, w

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung: 1. Gewebe, 2. Planet, 3. Gewässerrand, 4. Hochbau, 5. weiblicher Vorname, 6. deutsche Universitätsstadt, 7. Metall, 8. Nahrungsmittel, 9. geographische Einteilung, 10. Drama von Sudermann, 11. preußischer Kriegsminister, 12. industrieller Betrieb, 13. Hauch, 14. glutflüssiges Gestein, 15. Gewürzpflanze.

Bei richtiger Lösung nennen die unterste Waagerechte ein Erinnerungsmal und die oberste Waagerechte die Gegend, in der es sich befindet. 28701

Kreuzworträtsel

1	2	3	4	5	6	7	8	9
M	A	D	E		E	R	P	E
10	D	I	K		11	G	O	R
12	R	A	N	G	13		14	
15	A	N	G	E		16	E	H
L				17	18	R	O	M
		19	20					21
23	24	P	A	T		25	26	27
28		Y	D	O	L		29	E
30		K	A	R	L		31	O
32		E	M	M	E		33	E

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1. Insektenlarve, 5. Entenrieh, 10. germanischer Gott, 11. weibliches Angehöriger der griechischen Sage, 12. unartiges Kind, 14. Sage, 15. Kaugerät, 16. Drama von Sudermann, 17. gemischer Grundstoff, 19. Hottenführer im Weltkrieg, 23. Tanzzeuge, 25. Bewohner eines Mandhaates, 28. Abgott, 29. Prophet, 30. weiblicher Vorname, 31. Wüstenei, 32. Nebenfluß der Weser, 33. Paradies;

b) von oben nach unten: 1. Sittenlehre, 2. türkischer Handelswaren, 3. Gegenstand, 4. schmale Stelle, 6. Schateipareicher Tramenheld, 7. Vorkahn, 8. Stadt in Böhmen, 9. offener Eisenbahnwagen, 13. deutscher Strom, 14. Teil des Weinstocks, 19. norddeutscher Dichter, 20. Hülle, 21. Stadt in Hannover, 22. Hausgerät, 23. Speiß der Landsknechte, 24. französischer Opernkomponist, 26. Rutz- und Stierpflanze, 27. vertonte Poesie. 28542

Wer und wo?

In Böhmen hat sich vor einigen Tagen
Leider ein Unfall zugetragen.

Meine Nichte, die lustig und wild,
Purzelte da in ihr Spiegelbild.

So muß' sie durch kaltes Gebirgswasser waten;
Doch halt! — mehr will ich jetzt nicht verraten. 28602

Dieses Etikett
ist die gesetzliche
Schutzmarke

für deutsche
Strickstrümpfe
und **Socken**
allerbesten Qualität



Achtet
darauf beim
Einkauf!

Ihr verschafft
deutschen Volks-
genossen Arbeit
und Brot.

STAEDTLER



Grippe • Asthma • Katarrhe • Sodbrennen
Halsschmerzen • Husten • Heiserkeit

EMSER KRÄNCHEN,
QUELLSALZ, PASTILLEN

Vorbeugen, lindern, heilen
Rein natürl. u. echt nur mit Schutzmarke



Gartenlaube Kalender

Sie benötigen für das nächste Jahr dieses beliebte Familienjahrbuch! Auf alle Fragen des praktischen Lebens gibt der erste Teil Antwort, der zweite Teil dient der Unterhaltung. Nur 1 Mark kostet der neue Kalender, der, dauerhaft in Pappe gebunden, in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Verlag Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl) G. m. b. H., Berlin